



Agnethler Blatt

www.hog-agnetheln.de

Nr. 55 18. Jahrgang / April 2006



Inhalt für eilige Leser

Ostern	Seite 2	Agnethler Wochenblatt	Seite 18
Gedicht	Seite 2 + 16	Reisen	Seite 19
Agnethler Persönlichkeiten	Seite 3-5	HOG-Nachrichten	Seite 20-21
Erinnerungssplitter	Seite 5-10	Buchauszug	Seite 22-23
Urzeln	Seite 10-16	Leserbriefe	Seite 23-24
Almerou	Seite 17	Verschiedenes	Seite 24
		Impressum	Seite 24

**Allen Leserinnen und Lesern des Agnethler Blattes
wünschen wir ein frohes, gesegnetes Osterfest!**

Die HOG

Im Frühling

Hier lieg`ich auf dem Frühlingshügel:
Die Wolke wird mein Flügel,
ein Vogel fliegt mir voraus.
Ach, sag mir, alleinige Liebe,
wo du bleibst, dass ich bei dir bliebe!
Doch du und die Lüfte, ihr habt kein Haus.
Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen,
sehndend,
sich dehnend
in Liebe und Hoffen.
Frühling, was bist du gewillt?
Wann werd`ich gestillt?
Die Wolke seh ich wandeln und den Fluss,
es dringt der Sonne goldner Kuss
mir tief bis ins Geblüt hinein;
Die Augen wunderbar berauschet,
tun, als schliefen sie ein.
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.
Ich denke dies und denke das,
Ich sehne mich und weiß nicht recht nach was:
Halb ist es Lust, halb ist es Klage;
Mein Herz, o sage,
Was webst du für Erinnerung
in golden grüner Zweige Dämmerung?
Alte unnennbare Tage!

(Eduard Mörike)

Der schwere Kampf zwischen Leben und Tod ist beendet, Ostern ist endlich wieder da. Die herrlichen Osterglocken rufen wieder laut und vernehmlich in alle Lande: Christ ist erstanden! Und nach diesem Rufe haben wir uns schon lange gesehnt, denn an dem, was das Herz erhebt, die Seele erquickt, das Gemüt erwärmt, darf es im Menschenleben nicht fehlen, sonst ist dasselbe schal und wertlos und bereitet uns nicht Freude, sondern Überdruß, nicht zufriedene Danksagung, sondern schwere Entmutigung.

An diesen Lichtpunkten aber mangelt es überall mehr oder weniger, wo der Gang des Lebens sich in eine falsche Richtung verirrt, entweder in überwiegend trägem Nichtstun dahinfließt, oder unter der Last unermüdeter Vielgeschäftigkeit verdorrt und verkümmert. Beides sind krankhafte Zustände und erheischen dringend Abhilfe. Und wenn wir die Frage stellen, woher denn diese Abhilfe kommen soll, so sehen wir, dass die Antwort in einem Zeitalter, das im Rennen und Jagen sein Heil sucht, nicht gar leicht ist. Denn unsere Zeit meint, stets gesteigerte Kraftanstrengung in der Richtung auf irdische Lebensaufgaben sei allein des Menschen würdig. Abgesehen nun davon, dass eine solche Anspannung gerne eine vorzeitige Erschlaffung bedingt, verliert sich bei derselben der Geist auch in der Regel selbst im Materiellen und Vergänglichen. Es geht ihm zuletzt nicht anders, als im sogenannten süßen Nichtstun, das ihm, wie die ungebrauchte Pflugschar, Abspannung und Verkümmern einträgt.

Rettung aus dem Verderben kommt allein aus dem, was das Herz erwärmt und erfreut, sie kommt aus unseren kirchlichen Festen. Wenn man sich ihnen mit voller, ungeteilter Seele hingibt, so leiten sie einen Strom des Segens in den Lebensgang, der den Alltag weiht, der den Geist erfrischt und mit himmlischem Inhalte erfüllt. Und nichts anderes will auch das Osterfest, es will der menschlichen Arbeit eine würdige Krone aufsetzen.

Es unterliegt ja keinem Zweifel: der Mensch ist zur Arbeit bestimmt! Aber wie er in der Welt an nichts sein Herz so fest hängen soll, dass dies Herz beim möglichen Abfall dessen, woran es hängt, verkümmere und verderbe, so darf es auch nicht sein Vertrauen ausschließlich auf die Arbeit setzen und meinen, das irdische Tun und Wirken sei etwas so Hohes, dass es Höheres gar nicht gebe!

Es ist wahr, wer irdisches Schaffen und Erwerben gering achtet oder ganz unterlässt, der hat sich entschieden so verirrt, wie der, der ewig nur arbeitet, Tag und Nacht, an den Werktagen, wie an Sonntagen. „Bete und arbeite“, heißt ein bekannter Spruch, und nach diesem sollen wir handeln, wenn wir nicht in eine Einseitigkeit verfallen wollen, die unserem inneren und äußeren Menschen nur Schaden bringt.

Darum fort mit den unberechtigten, übertriebenen Sorgen, mit den kleinlichen Berechnungen, die uns den Bleistift nie aus der Hand legen lassen, fort mit allen diesen lächerlichen Fesseln, die uns am wahren Fortschritt hindern, - dann werden wir Ostern nicht umsonst feiern, dann wird es ein wahres

Auferstehungsfest für uns werden!

In diesem Sinne rufen wir allen unsern Lesern zu:

Fröhliche Ostern!

Der Text steht im Agnethler Wochenblatt vom 10. April 1909.

Autor nicht angegeben

Dem Agnethler Wochenblatt vom 26. März 1910 entnehmen wir den folgenden, uns zum Schmunzeln bringenden Text:

An die Eltern!

In allen Ländern gesitteter Völker geht man mit allem Ernst daran, der Alkoholsucht einen Damm zu setzen. Leider geht diese Arbeit etwas langsam vonstatten, weil man sich nur ungern von den altgewohnten Trinksitten trennen möchte. Eines kann man daher aber doch in dieser Angelegenheit tun, nämlich die Kinder vom Alkoholgenuss fernhalten. Für den kindlichen Organismus ist der Alkohol ein ausgesprochenes GIFT, darum soll er Kindern nicht gereicht werden, in gar keiner Form, auch bei Gelegenheit des „Bespritzens“, am zweiten Ostertage nicht. In den Schulen werden die Kinder im Auftrage des Ministeriums auf die Gefahren des Alkoholgenusses aufmerksam gemacht, und ist es daher zu erwarten, dass die Eltern dieser Maßnahme nicht entgegenwirken. Im Interesse des alten Osterbrauches des Bespritzens sei noch darauf hingewiesen, dass derselbe unbedingt in seiner Bedeutung abgeschwächt wird, wenn am dritten Ostertag auch die MÄDCHEN bespritzt gehen. Das ist ein langweiliges Nachäffen und soll unter keinen Umständen eingebürgert werden, damit nicht eine schöne Sitte zur Unsitte werde!

Gedicht

Die kleine Bank

Die kleine Bank vor Großvaters Haus
Auf der wir so oft gesessen,
am Abend, wenn die Arbeit getan,
wie könnte ich sie je vergessen.

Von Herzen wurde erzählt und gelacht,
wir waren fröhlich dabei,
auch kleine Scherze wurden gemacht,
wir fühlten uns glücklich und frei.

Gern denkt man an diese Zeiten zurück,
es waren die schönsten Jahre,
da wohnte die Liebe, da wohnte das Glück.
Sehr gerne ich wieder hin fahre.

Schließ dann ich die Augen
So bin ich daheim.
Ich wünsche
Es könnte Wirklichkeit sein.

Martha Wachsmann, Nordheim

Von der Postkutsche zur Kosmonautik

Autobiographische Skizzen – Dr. Hermann Breckner
(letzter Teil)

Mein Berliner Aufenthalt war für mich noch insoweit von ganz besonderer Bedeutung, als ich hier meine Lebensgefährtin fand und wir den Ehebund schlossen. Sie war mir nicht nur Lebensgefährtin im edelsten Sinne des Wortes, sondern wurde mir, dank ihrer ungewöhnlichen Geschicklichkeit und angeborenen Begabung, auch zur unentbehrlichen Helferin im Beruf. Zusammen mit ihr begann ich 1924 meine Praxis in Agnetheln, die ich 1961 kurz vor der Erfüllung meines 70. Lebensjahres beschloss. Den unmittelbaren Anlass dazu gab das Hinscheiden meiner Ehepartnerin, was mir die seelische Ausgeglichenheit raubte und mich hinderte, meine, seit der allgemeinen Verstaatlichung des ärztlichen Privatberufes, ausschließlich dem Spital gewidmete Tätigkeit auch weiterhin auszuüben. Ich tat dies nur schweren Herzens, hatte ich doch das langsame, mit vielen Hindernissen verquickte Entstehen und Werden des wirklich notwendigen und deshalb langersehnten Krankenhauses miterlebt und nun seit seiner Eröffnung darin auch als Verantwortlicher für die Abteilung der inneren Medizin gewirkt. Ich hatte diese Verantwortung gerne auf mich genommen in der Vorstellung, dadurch die nun endlich verwirklichte Idee des 1890 verstorbenen Oheims Dr. Andreas Breckner voll würdigend zu unterstützen und ihr auf dem Weg der Vollendung vorwärts zu helfen. Auf diesem Wege voranzuschreiten bin ich stets auch in der Ausübung meiner Privatpraxis bemüht gewesen mit dem Ziel vor Augen, dem beispielhaften Wirken der beiden meiner Familie entstammenden und in ebendenselben Räumen meines Vaterhauses schaffenden Ärzte Dr. Carl Binder und Dr. Andreas Breckner nachzustreben.

Von solchem Geist getragen gestaltete sich mein Bemühen im Dienst der Heilkunst positiv und segensreich und erfuhr auch im Jahre 1934 keinerlei Einschränkung, als ich zusätzlich noch Arzt der Kreiskrankenkasse wurde und beruflich dadurch intensiver in Anspruch genommen war.

Wohl wäre ich neben der Arbeit gerne auch einigen Liebhabereien nachgegangen, wie etwa der Bergtouristik, der Jagd, vor allem aber der Musik. Für die beiden ersten reichte die Zeit nicht aus, und so verzichtete ich von vornherein darauf, um mit meinem eigenen Gewissen und mit meinen hilfesuchenden Patienten nicht in Widerstreit zu geraten. Die Erfahrung lehrte mich gar bald, dass der Arzt – wenn er auch menschlich ein guter Arzt sein will, ein Faktor übrigens, der mindestens so schwer wiegt wie die fachliche Ausbildung – stets in Bereitschaft und schnell zu erreichen sein muss, am Tag und in der Nacht erst recht.

Mit der Touristik und namentlich mit der Jagd war es also aus! Ich wandte mich deshalb der Musik zu und trat als Geiger in das Agnethler Musik-Vereinsorchester ein, wo ich als Arzt stets leicht zu finden und zu erreichen war. Ich habe es

auch nie zu gereuen gebraucht, mich der Ausübung dieser Kunst zugewandt zu haben, die nicht nur viel Freude bereitet, hauptsächlich seelischer Natur, sondern auch ein ausgezeichnetes Abreagierungsmittel darstellt. Ein Arzt mit vielen und zeitraubenden Ablenkungen oder gar Leidenschaften hat für seine Patienten nur wenig Zeit, keine Geduld und gar kein Gefühl und sollte deshalb lieber etwas anderes tun, als dem in der Not befindlichen Menschen helfenden Beistand zu versprechen. Wer anderes im Kopf hat als den Kranken und sein Leiden und dem Hilfesuchenden nur nebenbei und zerstreut zuhört, der hänge die Mediz an den Nagel! Zu welcher Kategorie der jeweilige Arzt gehört, darüber entscheidet sehr schnell und zuverlässig der ungemein feine Spürsinn des Patienten und zieht für die Zukunft die Konsequenzen.

Dass ich mich mit dieser Auffassung über den Ärzteberuf auf dem richtigen Weg befunden habe und meine Person deshalb eine besondere Würdigung genoss, erfuhr ich erst viele Jahre später, als im Sommer des Jahres 1945 die Agnethler Arbeiterschaft eine Eingabe an das zuständige Ministerium richtete und meine Rückversetzung aus Mediasch nach Agnetheln verlangte mit der Begründung, dass der Ausfall meiner Berufsausübung in Agnetheln eine nicht wieder zu schließende Lücke hinterlasse, weil ich nicht nur ein Arzt sei, zu dem jeder volles Vertrauen habe, sondern allen Bürgern des Ortes, ohne Unterschied der Nationalität und des Berufes, insonderheit aber der Arbeiterschaft, ganz gleich ob arm oder reich, meine ärztliche Hilfe zur Verfügung stelle, zu jeder Tageszeit und bei jedem Wetter. Ein Feilschen bezüglich des Honorars sei bei mir nie vorgekommen, wohl aber bei armen Kranken die gänzliche Erlassung jeglichen materiellen Entgeltes. (Eine Kopie dieser Eingabe durch die Gewerkschaft der Fabrikarbeiter habe ich erst lange nach erfolgter Genehmigung zu lesen Gelegenheit gehabt).

Aus der Charakterisierung meiner Person durch die genannte Gewerkschaft im Jahre 1945 resultierte meine soziale Einstellung und mein sich daraus ergebendes inaktives politisches Verhalten. Während des zweiten Weltkrieges habe ich einen unserer Sanitätszüge, „Tren sanitär permanent Nr. III“, teils als Kommandant, teils als behandelnder Arzt neun Monate hindurch befehligt und begleitet. Im April 1942 kehrte ich nach Agnetheln zurück, wo wegen fast völligem Mangel an Ärzten meine Anwesenheit dringend notwendig war. In der restlichen Kriegszeit habe ich – oft der einzige Arzt im ganzen Bezirk – auf dem Gebiet des Gesundheitswesens Beachtliches geleistet, oft Hand in Hand mit meiner Frau, die dem „Roten Kreuz“ als tatkräftige und erfolgreiche Präsidentin vorstand. Nach dem 23. August 1945 hatte sie Gelegenheit, ihre organisatorischen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Es war damals, als Teile der rumänischen Armee während ihrer Verfolgung der aus dem Lande abziehenden deutschen Truppen durch deutsche Sturzfliieger beschossen wurden. In wenigen Stunden hatte das „Rote Kreuz“ in den Räumen der Schule ein Spital improvisiert, das die Verwundeten nicht al-

lein aufzunehmen und zu verpflegen im Stande war, sondern auch alle Voraussetzungen schuf, die operative Eingriffe an den Verwundeten ermöglichten.

Bau des Krankenhauses

In der Folgezeit gewinnt im Allgemeinen die Überzeugung die Oberhand, dass Agnetheln – nunmehr nicht nur ein geographisches, sondern auch ein politisches Zentrum – unbedingt ein eigenes Krankenhaus braucht. Nach vielen Besprechungen und Sitzungen wird durch eine Kommission ein schöner Platz unter der Steinburg ausgesucht. Mehrere Jahre aber mussten vergehen, bis alle Hindernisse – namentlich die finanziellen – beseitigt waren und man mit dem Bau beginnen konnte. Sein Fundament wurde durch das kurz vorher gegründete Sanitätssyndikat ausgehoben. Endlich stand der Rohbau. Seine Ausfertigung und Einrichtung mit dem gesamten Spitalsinventar aber, die Anlegung einer entsprechenden Zufahrtstraße und die Lösung der Wasserversorgungsfrage waren schwerer und ließen bis zur endgültigen Fertigstellung abermals Jahre verstreichen. Bis dahin wurde, dem allgemeinen Bedürfnis und Verlangen Rechnung tragend, mit bescheidenen Mitteln ein provisorisches Krankenhaus in zwei Privathäusern eingerichtet und eröffnet. Alle damals in Agnetheln wirkenden Ärzte mussten heran und je eine Abteilung übernehmen. Ein Chirurg, ein Geburtshelfer und ein Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten wurden von auswärts herbeigebracht. Ich übernahm die Sektion für innere Krankheiten. Dass ich als gebürtiger Agnethler mit einer dreißigjährigen Berufserfahrung im Geburtsort mit ganz besonderen Gefühlen das langersehnte Werden und Entstehen dieser Anstalt begleitet habe, ist selbstverständlich. Dies wusste jeder und deshalb auch wurde dem Spital das gleiche Vertrauen entgegengebracht wie dem Arzt draußen in der Praxis. Im Jahre 1956 kam dann der große Tag, da wir das fertige Krankenhaus unter der Steinburg bezogen. Es war neu und sauber, zwar noch immer bescheiden, aber groß das Vertrauen, das es genoss. Trotz überschrittener Pensionsreife blieb und arbeitete ich weiter darin, weil es so gewünscht wurde. Ich tat es gerne.

Mit dem Ableben meiner Frau aber im Jahre 1961 trat ich, 69-jährig, in den Ruhestand. Meine seelische Ausgeglichenheit, die Beschwingtheit in der Arbeit, mein Frohsinn waren gebrochen, meine Berufslaufbahn an ihrem Ende angelangt. In die Stelle meines langjährigen Berufes rückte nun eine andere Aufgabe, ein anderes Ziel: meine Kinder und Enkelkinder. In der Durchführung dieser Aufgabe stand mir jedoch hinderlich im Wege die räumliche Trennung, eine Tatsache, die mich immer häufiger beschäftigte und den Gedanken in mir heranreifen ließ, mein Haus, das mit meinem Ableben verwaist würde bleiben, dem Agnethler Stadtrat anzubieten mit der Bedingung, es dem in Agnetheln nur kürzlich gegründeten „Harbachtalmuseum“ zur Verfügung zu stellen und als Gegenleistung mir ein entsprechendes Haus in Hermannstadt

zu geben, in welches ich auch einziehen kann. Nach mehr als zweijährigem zähen Ringen konnte dies gesteckte Ziel auch erreicht werden.

Beim Schreiben dieser Zeilen sitze ich in meiner bequemen Hermannstädter Wohnung, sinnend und zurückblickend auf alle Erlebnisse und Eindrücke, die mir ein gesegnetes und langes Leben beschert hat – von der Postkutsche zur Kosmonautik!

Hermannstadt, im Herbst 1968

Erinnerungen an Karl Leonhardt

Am 1. Dezember 1983 verstarb Karl Leonhardt, den die älteren Agnethler als den einstmaligen Rektor der Agnethler Schule kannten.

Er wurde 1893 in Heltau geboren, jedoch seine Kindheit verbrachte er in Agnetheln, wo schon sein Großvater, Michael Haydl, sowie sein Vater, Karl Leonhardt sen., Prediger-Lehrer gewesen waren.

Nach dem Besuch des Gymnasiums in Schäßburg studierte er Biologie, Erdkunde und Theologie in Klausenburg, Leipzig, Berlin, Zürich und Budapest.

Am ersten Weltkrieg nahm er freiwillig teil.

Danach kehrte er heim und wurde, zunächst für drei Jahre, Rektor in Agnetheln.

1921 ging er als Professor an das Seminar nach Schäßburg.

1931 kehrte er als Rektor zurück an die Agnethler Schule.

Die Geschichte dieser Schule hat er 20 Jahre lang, in bewegten Zeiten, geleitet.

Neben der Volksschule unterstanden ihm auch der Kindergarten und die Abendschule für Lehrlinge. Außerdem gab es, neben der Volksschule, einen Gymnasialkurs.

Mit seinen kirchlichen Vorgesetzten, den Pfarrherren Georg Barthmes und Edmund Graeser, hat er stets einvernehmlich zusammengearbeitet.

Es war damals selbstverständlich, dass die Lehrer sich ehrenamtlich auch im Dienste der Gemeinde betätigten. Lehrer leiteten z.B. den Musikverein, Theatergruppen, Blasmusik, Jugendsport u.a.

Karl Leonhardt war Vorstand des Gewerbevereins und selbstverständlich auch Mitglied des ev. Presbyteriums, dem die Schule unterstand.

Besonders bei der Organisation von Schulfesten gab es eine enge Verbindung zwischen Schule und Gemeinde. Gewiss erinnern sich noch viele gern an die schönen Schauturnen, an „Blasi“ und „Grigori“.



Für die anwachsende Schülerzahl wurde das Schulgebäude allmählich zu klein und musste erweitert werden. Dies konnte nur mit Mitteln der ev. Gemeinde, mit Spenden und vielen Stunden freiwilliger Arbeit der Gemeindeglieder durchgeführt werden.

Zum Schulbeginn 1936 fand die festliche Einweihung des Neubaus der Schule statt.

Über den Fenstern dieses Neubaus stand: „Einer für Alle“, „Alle für Einen“, „Gott mit uns“. Das war auch der Gedanke, der damals alle bewegte.

Die Zeiten wurden immer unruhiger. Der Nazi-Geist, der in Deutschland herrschte, schwappte auch in unser kleines Völkchen über. Die Menschen begannen sich wegen ideologischen Ansichten zu entzweien. Karl Leonhardt hielt dies für völlig überflüssig und wurde darum von Hitzköpfen oft angefeindet. Doch er blieb bei seiner Überzeugung, dass die Schule aus diesen Fehden herausgehalten werden müsse.

Er hielt auch durch, als die deutsche Volksgruppe unsere Schulen übernahm und ihm einen jungen Kollegen, der „ideologisch in Ordnung“ war, als Aufpasser an die Seite stellte. In der Kriegszeit wurde Karl Leonhardt zum rumänischen Militär eingezogen.

Als der Krieg aus war musste das Leben weitergehen. Im Herbst begann der Schulunterricht, obwohl niemand wusste, wem die deutschen Schulen nun gehörten. Die Lehrer unterrichteten lange Zeit ohne Bezahlung.

Im Januar 1945 wurden die Leute, die in die Sowjetunion deportiert werden sollten, in den Schulen gesammelt.

Die russischen Bewacher gingen weder mit den Menschen noch mit dem Inventar der Schulen zimperlich um. Fehlte ein Mensch, so wurde anstatt diesem irgend ein anderer festgehalten und mitgenommen. Auch hörte man, dass in vielen Schulen Bücher und Akten verbrannt wurden, so dass danach keine Zeugnisse ausgestellt werden konnten. Um diese Situation zu verhindern, entschloss sich Karl Leonhardt, in die Schule zu gehen und die Matrikel zu verstecken. Die Sache war für ihn sehr gefährlich, aber er konnte die Matrikel der Schule retten.

Für kurze Zeit gelang es der ev. Kirche die deutschen Schulen zurück zu erhalten. Doch schon 1948 übernahm der rumänische Staat im Zuge der Nationalisierung die deutschen Schulen und löste sie von der ev. Kirche.

Zunächst bedeutete das, Umstellung der Lehrpläne auf viel mehr rumänische Sprache und rumänische Inhalte, sowie intensive Zusammenarbeit mit der rumänischen Schule.

Deutsche und rumänische Klassen wurden an alle drei Schulen des Ortes verteilt.

Nun konnte nicht mehr verhindert werden, dass der größte Teil unseres wertvollen Lehrmaterials in die rumänische Schule gebracht wurde; wo es leider zum Teil vergammelt ist.

Als unsere Schule bis zur 12. Gymnasialklasse ausgebaut wurde, gab Karl Leonhardt das Rektorat ab und unterrichtete weiter als Professor für Naturkunde bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1953.

Karl Leonhardt ist mit Leib und Seele Lehrer gewesen.

Seine einstigen Schüler erinnern sich immer noch, wie er ihnen die Schulweisheiten mit Späßen würzte. Besonders bemüht war er, in den Kindern die Liebe zur Natur und das Verständnis für den Naturschutz zu wecken.

Er war auch ein begabter Redner. Manche werden sich noch an seine Ansprachen am Christabend in der Kirche erinnern. Seine humoristischen Reden am „Grigori“ gehörten für die Agnethler einfach dazu.

Bis ins hohe Alter blieb er seinem Heimatort verbunden und die Auswanderung 1974 fiel ihm schwer.

Er lebte noch fast zehn Jahre in Gundelsheim und verstarb im hohen Alter von 90 Jahren.

Annemarie Leonhardt, Nordheim

Erinnerungssplitter

De Kirch, det Trapchen och de Iwerschgäß,

Seit einiger Zeit lese ich das „Agnethler Blatt“ und muss sagen, es ist immer wieder erfrischend und anregend zugleich Orte, Menschen und Ereignisse wiederzuerkennen. Ob es bloß Einbildung oder Tatsache ist, weiß ich nicht, aber ich glaube, dass unsere Straße – de Iwerschgäß – nicht darin vorkommt. Kann auch sein, dass ich ausgerechnet diese Beiträge nicht gelesen habe. Wie dem auch sei, das will ich nun ändern.

Als Kind „åf dem Trapchen“ wohnend erschien es mir, als sei unsere „Iwerschgäß“ sowieso der Mittelpunkt der Welt, deren wahrhaftiges Zentrum doch tatsächlich „am de Kirch eram“ sein musste, fanden doch hier die wichtigsten Ereignisse statt; Hochzeiten zum Beispiel. Sie waren für uns Agnethler mit dem am Donnerstag „åf de Hochzet drion“ und am Freitag „Honklich bücken“, ein Ereignis für nahezu alle – straßenübergreifend sozusagen. Wenn man sich schon nicht an den beiden vorhin genannten, von der Fisitant großstabsmäßig geplanten Vorgängen beteiligt hatte, fand man sich am Samstag Nachmittag meist „vuir der Kirch“ beim „Hochzet sahn“ wieder. Egal aus welcher Straße „de Hochzet“ kam, liefen sie doch gerne um die ganze Kirche herum, um durch das „Biedner Duir“ schreiten zu können. Wir Kinder aus der „Iwerschgäß“ hatten dabei eindeutig einen Heimvorteil. Wir mussten diese Hochzeiten nicht fest in unserem ohnehin hektischen und abenteuerlichen Tagesablauf einplanen. Spätestens wenn die uns schon wohlbekannt angestammte Gruppe von Frauen bestehend aus Binder Käthchentant, Mianeng Hannitant (meine Großmutter), Barner Hannitant, Gref Trennitant, Knall Lizitant (um nur einige davon zu nennen) tönten: „se kun!“, war es auch für uns Zeit, sich dreckig und erhitzt vom Spiel in die vordersten Reihen zu drängen. Zu Hause hieß es daher

meistens: „Wa e Muairhenkeln mießt tei dich niet anen än de irscht Riand stallen“. Die meisten dieser zuschauenden Frauen eilten gleich, nachdem die Hochzeitsgesellschaft durchs Tor war, in die Kirche, weil sie als Kirchenchorsängerinnen jedes Brautpaar mit dem Lied „So nimm denn meine Hände“ mit feuchten Augen und sichtlicher Rührung in den heiligen Stand der Ehe entließen.

Dann war es Zeit für uns, sich zu waschen und sauber anzuziehen und bei Gräf Trenitant oder Barner Hanitant vorbeizuschauen. Letztere wohnte praktischerweise gleich neben der „Kantin“, da fand nämlich ein Großteil der Hochzeiten statt. Die beiden hatten schon jeweils einen herrlichen Blumenstrauß gebunden. Wer nun von uns Kindern am ordentlichsten aussah, durfte die Blumen dem Brautpaar mit den besten Wünschen der Blumenspende überreichen und bekam dafür, in eine Serviette gewickelt, wunderbare Leckereien wie Ischler, Non plus ultra, Franzischnittentürmchen, Schneebusserl, Rumkugeln, die wir, nachdem wir sie auf dem „Trabchen“ sorgfältig bilanziert („wievell Ischler huießt tei? Ech hun zwien, gäf mir en Rumkugel, drioden gin ech dir en Ischler“) und mehr oder weniger brüderlich geteilt hatten, anschließend fröhlich schnatternd verzehrten.

Später, als man dann etwas älter war „a gang Frailein“ sozusagen, stand man erst recht bei den Hochzeiten vor der Kirche, sofern man nicht selber als „Kranzelmadel“ geladen war und beteiligte sich fleißig an dem „Gepiesper“, das Offensichtliche genüsslich mit einem spekulativen „hueist te gesahn mät weim det Karin gaut“ kommentierend. Und dann war es immer wieder spannend, „wievellmiol hu se gekrächt? Und hueit et sich och uschtändig erfäiert?“

Wollte man zum vollwertigen Agnethler Gemeindemitglied werden, musste man konfirmiert werden. Die Konfirmation war ein weiteres, nicht minder aufsehenerregendes Ereignis. Die Aufregung am Vortag der Konfirmation beim „am Verzeuhung bitten“ war enorm. Da klapperte man ehrfurchtsvoll alle Taufpaten ab und bat um die Vergebung aller bisher verübten Versehen (die Vergehen sollten wohl erst später folgen). Da gab es so praktische Geschenke wie zum Beispiel eine Uhr, meine erste im übrigen, bis dahin hatte mir die gute alte Kirchturmuhr die besten Dienste erwiesen. Das erste goldene Halskettchen erhielt ich ebenfalls nebst einer Menge gut gemeinter Ratschläge für die bevorstehende Prüfung am Samstag Abend: „te miest hårt reiden, dât dich ålle geit hire kianen, de Kirch ås bestiamt voul“ – vielen Dank auch; Als ob ich nicht ohnehin schon beim bloßen Gedanken an die „volle Kirche“, vor der ich noch prechen sollte, bereits bisher unzählige schweißtreibende Alpträume gehabt hätte. Darüber vergaß ich dann auch die Leute zur Konfirmationsfeier einzuladen, was offensichtlich nicht nötig war, sie waren trotzdem alle pünktlich da.

Wie erleichtert war ich dann, als ich auf die seit etwa zwei Monaten im Konfirmandenunterricht stets gleichen Fragen

unseres guten Pfarrers Auner an mich, mit dem stets gleichbleibenden, vor lauter Wiederholung und Angst für mich mittlerweile sinnleeren Textlein antworten konnte, das ich mit piepsiger und etwas zittriger Stimme in die erwartungsvoll dreinblickenden Gesichter rief und ein „aha, weim sent ås dout? No dem Freymayer Fritz sent“ bis zu mir vordrang.

Am Sonntag Morgen, noch vor Stolz über die am Vorabend bestandene Prüfung leicht über den Dingen schwebend, hatte ich das Gefühl, dass ich nun erwachsen sei, so erwachsen, wie man es mit 14 Jahren nur sein kann und ich gehörte dazu - zu was auch immer – nun gehörte ich dazu. Und dann durfte ich auch noch zum ersten Mal die Tracht anziehen, diese herrliche Tracht, die, wie etwas Heiliges, von einer Generation zur nächsten weitergegeben wurde. Die schneeweiße Bluse mit den wunderschön weiten Ärmeln, und dem kunstvoll gearbeiteten Halsbündchen, das mit einer riesigen, ebenfalls im Gesamtfamilienbesitz befindlichen Brosche zugehalten wurde, und darüber den gefältelten Rock (Hänger), den ich besonders schön fand. Beim Anziehen desselben konnte ich noch nicht ahnen, dass mir von dem nicht unbeträchtlichen Gewicht dieses Hängers sehr bald die Schultern weh tun sollten, aber auf mein Gejammer diesbezüglich bekam ich auch nur die lapidare Antwort: „wån em wa e Spirifinkel aisset, ås dout hålt asui, ech hun der ahnen gesiot, de soult uständig åisen, dot åst ais der wird.“ Lizitante befestigte fachgerecht mit vielen Spangen die prachtvollen Bänder im Haar. Trotzdem rutschten mir die Bänder dauernd über die Ohren und ich traute mich bald nicht mehr den Kopf hin und her zu bewegen, vor lauter Angst, die Bänder würden mir auch noch nach hinten rutschen. So ging ich denn, wahrscheinlich zum ersten Mal in meinem Leben, wirklich aufrecht, ohne jeglichen zappeligen, unnötigen Bewegungen. Sollte das vielleicht die tiefere Bedeutung dafür sein, dass man erst zur Konfirmation diese Tracht anziehen darf, der Tag an dem man ja das Gefühl bekommt dazugehören, weil man sich zwangsmäßig wie eine Erwachsene benehmen muss. Das glaube ich muss ein Scherz sein, denn die Jungs haben es in ihrer Tracht bei weitem nicht so unbequem, sind wohl auch deswegen nicht so schön. Obwohl deren Hemd nicht minder schön geschnitten und prachtvoll bestickt ist.

Aber nicht nur diese Ereignisse machten den Kirchhof zum Zentrum des Lebens, man konnte da auch hervorragend spielen. Wir kletterten gerne auf dem großen Baum neben dem „Biedner Duir“ herum, wir nannten ihn „Jukibeim“, weil die Härchen der aufgeplatzten Samen dieses Baumes so widerlich juckten, wenn man sie voller Schadenfreude dem nächstbesten in den Nacken rieb. Wie prickelnd war doch die Angst, gefunden zu werden, wenn man sich in dem vom „Kirchendaner Schuller“ schön gepflegten Garten irgendwo verstecken konnte und man von weitem noch das laute Zählen hörte: „Neunundneunzig, Hundert, ech kun nei“. Das Herz pochte in den Ohren und die Knie wurden weich, wenn beim vorsich-

tigen 'aus den Sträuchern-Linsen' plötzlich unerwartet Herr Schuller höchstpersönlich vor einem stand und einen andonerte: „Ech raisen ech de uiren ais, won ech ich nouch aust ha erwäschen“. Und über dem „Feies am de Kirch“ konnte man leicht die Zeit vergessen. Sobald man die Uhr kannte und man dem Alter entwachsen war, in dem man nach Hause musste „won et deonkel wird“ war halb acht die vereinbarte Zeit. Trotzdem musste Hansonkel Knall laut schreiend oft nachhelfen: „Hueit er nouch anen niet genoach, maucht dat er äne kut ir nästnächich Zodern“ und Margrethtant Binder setzte nach: „Hueit ir Schwensuiren? Soul ich de Praker bruainen?“

Im Winter jedoch verlagerte sich der Schwerpunkt des Geschehens „äf det Trapchen“. Sobald die ersten Flocken fielen war man draußen. Die fast schon resignierten Aufforderungen: „Niam der de Kâp âf“ überhörte man geflissentlich, meist war man schon fleißig „um Glätsch mauchen“. Vor lauter Vorfreude leider viel zu früh, so dass wir häufig schnell auf den Grasstoppeln herumrutschten und zu allem Überfluss nicht nur nass vom Schnee sondern viel mehr auch noch schmutzig von der aufgeweichten Erde waren. Meist hatte Petrus ein Erbarmen mit uns und ließ es nachts kräftig schneien, so dass wir am darauffolgenden Morgen keine Zeit für „det Marmeladbruid met Meltsch“ hatten, sondern schnurstracks draußen im Schnee herumtobten. Als wir noch klein waren und wir uns noch nicht auf die große Piste „hoinder de Garten“ wagten, wo so mancher Schlitten „zeschämnden gefuairen“, wurde, reichte uns der Hügel „det Trapchen ueiwen“. Um mehr Schwung zu bekommen, fuhren wir direkt vom Haus hinunter und „bekrätzten de Maier“, sehr zum Leidwesen meines Vaters. Auch der Akazienbaum, der dabei ziemlich im Weg stand, konnte uns nicht von unserem Glauben abbringen, dass man so mehr Schwung hat und richtig weit rodeln kann. Es entbrannte ein regelrechter Wettkampf, wer am weitesten rodeln kann, aber nur „ionen de Fies“, will heißen, ohne mit den Füßen nachzuhelfen. So konnte man sich mit Armrudern oder Oberkörper vor-und-zurück-ruckeln meist bis in Höhe von Gräf Horst vormogeln. Der Kreis der Wettbewerber war groß; Zu diesem Ereignis fanden sich auch Kinder ein, die weit weg wohnten, zwar immer noch in unserer Iwerschgäß, aber schon „ainden ba der Zaup“, sogar Kinder aus der Neugasse, mindesten bis zu der „Zaup“ waren ebenfalls dabei. Und der Rekord, den eines der Kinder behauptete aufgestellt zu haben, nämlich bis in Höhe vom „Tschipa“ gerodelt zu sein, den halte ich im Nachhinein für eine Legende, obwohl ich ihn damals neiderfüllt glaubte und ebenso verbissen zu brechen versuchte, es gelang mir und allen anderen auch - nie. Die meisten Abfahrten endeten nämlich, völlig unspektakulär, auf der Höhe des Kindergartens, sprich unmittelbar am Fuße des Hügels. Trotzdem, was hatten wir für einen Spaß daran! Da konnte es sogar vorkommen, dass Hansonkel bei dem idyllischen Anblick der im Schein der Laternen eifrig den Hügel

hochlaufenden Kinder und deren durch den Schnee leicht gedämpftes Jauchzen bei der Abfahrt mit einem zufriedenen Schmunzeln im Gesicht uns etwas über die Halb-Acht hinaus Schlitten fahren ließ.

Die Autos, die diesen Superspaß im Winter hätten trüben können - die fuhren im Winter eben nicht.

Im Sommer jedoch konnte es vorkommen, dass uns eines der beiden in unserer Straße befindlichen Autos gefährlich werden konnte. Genau genommen war es nur eins, das gehörte dem Lehrer Hans Kessler. Das andere nämlich, das dem Essigmann Kurt gehörte, war streng genommen, der „Naugäß“ zuzuordnen. Mit diesem Auto bin ich sogar einmal gefahren. Als ich nämlich unter den Pferdewagen gefallen war und mir eine Gehirnerschütterung nebst einer Platzwunde, die genäht werden musste, zuzog, packte mich Kurtonkel, obwohl nicht in unserer „Iwerschgäß“ wohnend dennoch unser zweiter Nachbar, ins Auto und fuhr mich ins Krankenhaus, wo mir unser Stadtarzt Gheorghită zwei Klammern verpasste. Und weil ich gerade dabei bin, das mit der „Iwerschgäß“ und der „Naugäß“ hab ich sowieso nie verstanden. Obwohl die Straße keine Ecke, keinen Winkel, gar nichts bildete, sondern einfach nur geradeaus ohne erkennbare Besonderheiten weiterging, begann auf dem „Trapchen de Iwerschgäß“ und ging in die eine Richtung weiter mit Binders und Wonnors. Bei unserem Nachbarn, dem Rauh Schor begann die „Naugäß“ und ging dann weiter über Preiss, Essigmann und so weiter. Hab ich nie richtig verstanden, für mich begann die Welt ohnehin auf dem „Trapchen“ und endete links mit der „Zaup än der Naugäß“ und rechts mit der „Zaup än der Iwerschgäß“.

Wie dem auch sei, wir hatten immer viel Platz zum Spielen. Etwa in Höhe vom Sill Werner und Theil Ingeborg, da war der ideale Platz zum allsommerlichen Völkerball, ab hier begann es nämlich wieder eben zu werden.

Mit lautem Geschrei wurden zuerst einmal die Felder auf dem Kopfsteinpflaster abgesteckt. Und dann begann der ewige Streit darum, wer mit wem spielt. Nicht selten endete dieses Gezeter mit bitteren Kindertränen auf enttäuschten Gesichtern. Trotzig saß man dann am Straßenrand und versuchte sich unter Schluchzen dauernd wiederholend „mät deim wäll ech äwer niet spilen“ zu suggerieren, dass man zu gut für diese Nichtsköner sei, und dass man die anderen irgendwie bestraft, weil man ja nicht mitspielt. Dieser Schmerz ließ langsam nach, sobald sich die Runde derer, die am Straßenrand saß, nach und nach vergrößerte. Immer mehr Kinder leisteten einem eher unfreiwillig Gesellschaft, weil sie das Spielfeld nach einem johlenden: „te bäst dertais, ech hun dich traufen“ verlassen mußten.

Aber nicht nur um die Kirche herum und auf der Straße wurde gespielt, wir spielten gerne auch hinter den Gärten, dort waren schöne Wiesen und man konnte so herrlich turnen, besser gesagt, dabei fallen ohne sich nennenswert weh zu

tun. Kirschner Werner brachte uns auf die Idee, dass man neben Purzelbäumen, bei denen man sich herrliche Grasflecken einhandelte, auch tolle Pyramiden machen kann. Wir konnten mit der Zeit tatsächlich einige Kunststückchen, die wir nun zu Geld machen wollten, bloß wie? „A Schairentheater!“, das war die Idee. Nun probten wir fleißig und versuchten das Märchen „Hänsel und Gretel“ darzustellen. Mit den einfachsten Mitteln, Gott sei Dank waren die Leute in dem Stück ohnehin arm, gelang es uns, ein passables Stück einzustudieren. Nun galt es unsere Kenntnisse zu vermarkten. Ein ebenes Fleckchen Erde im Garten bei Widmann Freia wurde zur Bühne umdeklariert. Zwischen zwei naheliegenden Bäumen wurde eine Schnur gespannt und daran ein Leintuch befestigt; das war der Bühnenvorhang. Dann stellten wir uns an die „Abendkasse“ und hofften, dass unsere Eltern Großeltern und Nachbarn uns etwas Geld für die, zugegeben recht einfachen Papierschnipsel, geben, die die Funktion von Eintrittskarten an der Stelle hatten. Und siehe da, sie ließen sich tatsächlich nicht lumpen. Der Abend wurde ein Erfolg, unsere Eltern hatten nun den

endgültigen Beweis, dass wir nicht ausschließlich „nästnäzichet mauchen“. Das Geld wurde gerecht verteilt und dafür gingen wir in die „Kondi“ und kauften uns „Zeokercher“, ich glaube, sogar für einen Kinobesuch reichte es.

Das waren noch Zeiten in unserer „Iwerschgäß“, zu deutsch wohl „Übergasse“? Könnte vielleicht deshalb so heißen, weil sie jenseits der „Bauch“ lag? Vielleicht kann jemand eine qualifizierte etymologische Übersetzung des Namens liefern.

„De Iwerschgäß“ gibt es wohl nur noch in meiner/unserer Erinnerung. In Zukunft heißt sie wohl ganz profan „strada Aurel Vlaicu“, wie sie im übrigen schon zu der Zeit hieß, als ich dort gewohnt hatte. Für mich war sie bevor ich lesen konnte „de Iwerschgäß“ und als ich lesen konnte, mußte ich das Straßenschild nicht mehr lesen, weil ich ja bereits wusste, dass die Straße „Iwerschgäß“ heißt.

Ilse Feldmann, Stuttgart

Die Fußballweltmeisterschaft 1954

Aus dem Nachlass von Dr. Walter Erich Ehrmann.

Die Siebenbürger Sachsen lebten schon seit über 800 Jahren in Siebenbürgen nach ungeschriebenen Gesetzen und Erkenntnissen um ihr Deutschtum zu erhalten und zu behaupten. Sie zogen sich in den Türkenkriegen in ihre Bauern- und Kirchenburgen zurück und organisierten sich nachher um Kirche, Schulen und Vereine, um das zu bleiben, was sie immer waren, deutsch. Besonders schwer war es nach dem zweiten Weltkrieg. Die Folgen waren verheerend. Die Umwandlung Rumäniens in einen sozialistischen Staat hatte sie ganz besonders getroffen. Dies nicht nur wirtschaftlich durch die Enteignung ihres Vermögens, sondern auf allen Gebieten, im privaten und gemeinschaftlichen Leben. Man war der Verzweiflung nahe. In solchen Lagen braucht eine Volksgruppe einen Halt, ein Aufrichten von draußen. Es war für uns die Fußballweltmeisterschaft 1954.

Wir waren gerade von Russland zurück, wo wir, Männer und Frauen, zur Aufbauarbeit verschleppt waren. Wir waren auf der Suche nach einem neuen Leben, unter ganz neuen Bedingungen. Einige mit mehr, andere mit weniger Mut. Und nun kam dieses Ereignis. Wenn man einmal die Geschichte des 20. Jahrhunderts schreiben wird, wird dieses Spiel mit dem runden Ball nicht auszulassen sein. Ist es doch eine Sache, die weltweit wichtig für die Menschen geworden ist. Fußball verbindet Ost und West, Nord und Süd. Religionen sind regional, politische Systeme desgleichen, der Fußball aber ist weltweit verbindend. Auch in Russland hatte mein Freund Hermann Ostburg gute Tage.

Er war auch Verschleppter, aber ein sehr guter Fußballspieler und die Russen akzeptierten dies.

Der Betrieb, wo ich arbeitete, das Staatliche Landwirtschaftsunternehmen Agnetheln, hatte in diesen Tagen Inspektion von Bukarest, aus dem Ministerium: zwei junge Ingenieure. Sie hatten die Aufgabe, Projekte für Wasserleitungen zu den großen Stallungen zu machen. In Siebenbürgen gibt es überall gutes Wasser. Aber ein Brunnen kann nicht die Menge Wasser bieten, die man für 500-800 Kühe braucht – so groß waren die Farmen. Es musste etwas Neues geschaffen werden. Dies zu finden war die Aufgabe der beiden Ingenieure. Es waren sympathische Jungen, einer war aktiver Fußballspieler. Das Unternehmen hatte uns einen Pferdewagen zur Verfügung gestellt. Mit diesem fuhren wir nun zu den einzelnen Staatsfarmen. Es war im Sommer, mit schönen Tagen. Es wurde viel von Wasser gesprochen, bestimmt aber noch mehr vom Fußball. Es hatte sich gut getroffen dass ich, der sie begleiten musste, auch Fußballfan – diesen Ausdruck kannte man damals bei uns noch nicht – war. Mitten in der Besprechung über Wasser sagte der eine: „Sie werden sehen, die deutsche Mannschaft wird siegen.“ Dies war in der Woche vor dem Endspiel. Ich merkte bald, dass sie den Ungarn den Sieg einfach nicht gönnten, dadurch waren sie zwangsläufig für den Sieg der Deutschen. So war die Woche vor dem Endspiel mit diesen beiden sympathischen Bukarestern gut vergangen. Am Sonnabend fuhren sie in die Hauptstadt zurück. Die kleine Schmalspurbahn, die Agnetheln mit Schäßburg

verband, kam noch bis auf den Marktplatz von Agnetheln um Fahrgäste mitzunehmen. So begleitete ich die beiden bis zur Bahn. Beim Abschied reichten sie mir durchs Fenster die Hand und als letztes Wort sagte der eine: "Sie werden sehen, die deutschen werden Weltmeister". Nun war der Sonntag da, der Tag des Endspiels. Schönes Wetter, schöner Tag, aber kein Radio. Den Sachsen hatte man nach dem Krieg die Apparate weggenommen. Bukarest übertrug das Spiel nicht. Es war nicht interessiert. Nun, was war in dieser Lage zu machen? Hören wollten wir die Übertragung auch von Budapest. Die älteren Sachsen können noch alle ungarisch, da ja Siebenbürgen bis 1918 ein Teil dieses Landes war und die alten Menschen noch in der Schule ungarisch gelernt hatten. Wir fanden eine Lösung. Unser Freund Adolf Wagner hatte sein Haus im Obstgarten auf dem Nettert, so hieß der Berg. Dort war noch ein altes Radio. Wenn wir Glück hatten, konnte man Budapest auch am Tag hören. Nach dem Mittagessen machten wir uns einzeln, damit es nicht auffällt, auf den Weg zum Nettert. Wir waren dort angemeldet. Adolf Wagner hatte auch eine Flasche Schnaps besorgt. Zu dieser Zeit war das nicht immer leicht. Kaufen konnte man keinen, es musste eigene Produktion sein. Wenn vielleicht die Deutschen doch siegen sollten, dann musste ja der Sieg gefeiert werden. So waren wir bei Spielbeginn auf der Veranda versammelt – gute zehn Mann. Zwei davon, Adolf Wagner und Fred Zikeli sprachen perfekt ungarisch. Sie sollten uns übersetzen, wo wir nicht mitkamen. Das Spiel begann pünktlich. Sprecher des Budapest Rundfunks war der bekannte Szepeschi. Er berichtete so anschaulich durch die Modulation seiner Stimme, dass man dem Spiel auch folgen konnte, wenn man auch nicht ungarisch verstand. Nun, wir konnten alle ein wenig ungarisch, so waren wir auf dem Laufenden. Zu Beginn sagte Szepeschi wörtlich: "Und nun folgen für unsere Mannschaft noch sehr schwere 45 Minuten." Diese sind nun schon oft wiederholt worden, ich will davon absehen. Am Ende war das Spiel gewonnen, die Deutschen waren Weltmeister geworden. Die eine Flasche und noch eine wurde geleert.

Am nächsten Tag im Betrieb meinte der Direktor des Unternehmens: „Den Fußballkrieg habt ihr gewonnen. Im Fußball seid ihr zur Zeit die Größten, ich gratuliere euch“. Das Ansehen der Deutschen war über Nacht gestiegen. In Bukarest, wo die Menschen nicht ungarisch können, hatten sie sich in großer Zahl vor der Redaktion der Sportzeitung versammelt, um das Resultat zu hören. Als am Ende das Ergebnis 3:2 mitgeteilt wurde, fragte die Menge: "Für welche Mannschaft?" und als die Antwort kam: "Für die Deutschen", ging ein Riesengeschrei der Freude los. Es war nicht ein Ausdruck der Sympathie für die Deutschen, aber es war eine Freude, dass nicht die arroganten Ungarn gewonnen hatten. Bekanntlich vertragen sich die beiden Völker nicht sehr. Folgen hat das Spiel noch andere ge-

habt. Mehrere Ungarn in Kronstadt und Schäßburg haben am Ende des Spiels ihre Radios zum Fenster hinaus geworfen. Mischehen zwischen Ungarn und Deutschen sind zur Scheidung gekommen. Und anderes mehr. Ich erhielt am Dienstag Morgen mit der Post im Betrieb eine Karte vom Bukarester Ingenieur. Die Karte enthielt nur den Satz: "Hab` ich gesagt, die Deutschen gewinnen." Solche Leistungen helfen den Deutschen in der Welt, sich zum Deutschtum zu bekennen.

Den Bericht ließ uns Edda Ehrmann, Heilbronn, zukommen.

Ein Waldfest in Agnetheln im Juni 1925

Unten stehender Text stammt aus der Zeitung „Am Holderstrauch – Ein deutsch-siebenbürgisches Schriftchen, herausgegeben vom Siebenbürger Sachsenfahrt-Bund, Leipzig“, 6. Jahrgang 1925 Während des ersten Weltkrieges, 1917, wurden Kinder aus Leipzig nach Siebenbürgen geschickt, um sich da zu erholen. Es kamen auch Kinder nach Agnetheln; sie wurden in etlichen Agnethler Familien einquartiert.

1920 gründeten diese „Kinder“ von damals in Leipzig den „Siebenbürger Sachsenfahrt-Bund“ unter der Leitung von Rudolf Schneiders. Die Publikation dieses Bundes hieß „Am Holderstrauch“. Dieser Name war der von Schuster Dutz geleiteten Monatszeitschrift „Bäm Hontertstreoeh“ entlehnt.

Die „Leipziger Kinder“ haben sich später sehr löblich über Agnetheln geäußert und viele haben die Verbindung zu ihren ehemaligen „Gastfamilien“ noch lange Zeit aufrechterhalten.

Der Autor des vorliegenden Artikels ist nicht bekannt, nur die Tatsache, dass dieser 1925 Agnetheln noch mal besuchte.

Morgen ist Waldfest! So hörte ich es aus jedem Munde freudig sagen, und da haben wir noch sehr viel zu tun. Für die Jungens müssen noch Wimpel an kunstgerecht geschnitzte Ruten genäht werden. Die Mädels haben noch sehr viele Blumen zu holen, damit recht viele Girlanden und Kränze gebunden werden können. Was für ein Leben war auf den Gassen in dem sonst so stillen, ruhigen Agnetheln. Hier und da werden schon fertige Kränze nach der Sammelstelle gebracht, und noch immer schleppte man neue Körbe heran. Als Leipziger war ich natürlich sehr gespannt, wie das Waldfest gefeiert werden sollte, da ich ein solches noch nie miterlebt hatte. Am Abend zum Corso wurden mir dunkle Andeutungen gemacht, wie das große Fest verlaufen sollte, und war ich natürlich sehr neugierig auf das, was mir der nächste Tag bringen würde.

Am frühen Morgen wurde ich durch eine Kapelle geweckt, die den Major in seiner Wohnung in der Niedergasse abholen sollte. Rasch sprang ich aus dem Bett und ging natürlich ans Fenster, von wo aus ich einen langen Zug Mädels und Buben mit Kränzen und Wimpeln geschmückt bunt durcheinander über den Markt kommen sah. Wie blitzte da aus allen Augen die Freude, denn der liebe Petrus hatte, auf besonderen Wunsch des Herren Musikdirektors ein Einsehen gehabt und seine Schleusen einmal für einige Tage geschlossen. Die Sonne lachte am Himmel, und es war so das richtige Gregoriwetter. Gegen neun Uhr setzte sich ein endloser Zug geschmückter Wagen nach dem nahen Berg Gregori in Bewegung. Nach einhalbstündiger, sehr lustiger Fahrt, bei der natürlich wegen der furchtbaren Rumperei auf den Feldwegen in unserem Wagen eine Milchflasche in Scherben ging, langten wir wohlbehalten auf dem Berge an. Mit einigen Damen besichtigte ich erst einmal die nähere Umgebung und stellte mich schließlich nach langem, vergeblichen Suchen an unserem, inzwischen von dienstbaren Geistern aufgestellten Tisch ein. In kurzer Zeit brannten dann auch überall große Feuer, um die Gregori-Tokana zu kochen. Damit es für die Jugend nicht zu langweilig werden sollte, spielte indessen eine sächsische Kapelle zum Tanze auf und wirbelte alles im Kreise. Um 12 Uhr setzte die Tanzmusik aus und es ging erst mal zum Gregorischmaus, bei dem der Wein in Strömen floss. Nach dem allgemeinen Mittagessen versammelte sich der Agnethler Gesangverein und leitete die eigentliche Feier durch mehrere Lieder ein. Dann wurden noch mehrere Reden gehalten, die alle in dem Punkte übereinstimmten, treu zur deutschen Kirche, deutschen Schule und dem deutschen Volke zu halten.

Es war für mich erhebend, als die Gläser auf das Wohl des deutschen Vaterlandes erhoben wurden und anschließend das Lied der Siebenbürger Sachsen gesungen erschallte. Nach einigen weiteren, sehr gut vorgetragenen Liedern begann dann das blendend gelungene Wettlaufen und Wetttrommeln der Schulkinder. In der siebenten Mädelsklasse wollte niemand gewinnen, und rannten alle in einer Kette zum Ziel. Der Preisrichter machte jedoch nicht mit und musste der Lauf wiederholt werden. Bei der Wiederholung liefen aber auch nur zwei durchs Ziel, da die übrigen nach und nach zurückblieben und so diesen beiden die ausgesetzten Preise mühelos zufielen. Bei den Knaben fand natürlich ein heftiger Kampf statt, der nicht ohne gegenseitiges Stoßen verlief. Die Jugend traf sich darnach wieder auf dem Tanzplatz um den Rest des Tages noch eifrig das Tanzbein zu schwingen. Gegen sechs Uhr abends fuhren die Wagen mit Kind und Kegel wieder nach Agnetheln zurück und nur die Tanzenden blieben noch bis gegen neuen Uhr um unter den Klängen der Musik und siebenbürgischer Volkslieder nach Hause zu marschieren. In Agnetheln angekommen wurden noch in mehreren Hö-

fen Ständchen gebracht, um dann den Tag im Gasthof „zur Agnetha“ bei einem Glas Wein zu beschließen. Dieses war für mich einer der schönsten Tage aus meiner Siebenbürger Reise, den ich wohl niemals wieder vergessen werde. Die Sachsenfahrer aber fordere ich auf, auch weiterhin treu zur Fahne Blau-Rot zu halten, damit das Band, welches uns mit dem Sachsenlande verbindet, immer fester werde. Liebe Sachsenfahrer, ihr habt hier gar keine Ahnung, wie sehr sich die Siebenbürger freuen, wenn sie aus dem fernen Mutterlande etwas hören, darum bitte ich euch: Schreibt öfter an eure Pflegeeltern als bisher! R.M.

Das Schreiben wurde von Helga Lutsch, Heilbronn, eingesendet.

Urzeln

Der Artikel wurde der Hermannstädter Zeitung Nr. 1966 / 39. Jahrgang vom 10. Februar 2006 entnommen.

Geister fortgepeitscht

In Agnetheln liefen nach langer Pause die Urzeln

Wir Schüler der vierten Klasse der deutschen Abteilung in Agnetheln haben zusammen mit unserem Lehrer Bogdan Patru am ersten Sonntag im Februar den Leuten in unserer Stadt das traditionelle Urzelkostüm vorgestellt.



Mit unseren Peitschen und Schellen haben wir wahnsinnigen Lärm gemacht, um die bösen Geister und den Winter zu vertreiben. Viele Agnethler haben im Stadtzentrum unser Spektakel beobachtet. Wir haben es nicht erwartet, dass auch unsere rumänischen Nachbarn so begeistert von der Idee des Urzellaufs sein würden.

Dann haben wir unsere Eltern besucht und ihnen das Urzelgedicht vorgetragen: „Wir wünschen Glück in diesem Haus, / wir treiben mit Geißeln und Schellen / die Sorgen und den Ärger aus. / Unsere Lieder und Witze darf jeder hören / und dass wir euch besuchen/ beweist, dass wir euch ehren!“

Dafür wurden wir mit Saft und Krapfen beschenkt. Auch im Bürgermeisteramt wurden wir empfangen. Dieser Tag hat uns so viel Freude gemacht, dass wir ihn nicht vergessen werden und vielleicht sogar nächstes Jahr den Brauch wiederholen werden.

Die Schüler der 4. Klasse, deutsche Abteilung Agnetheln



Urzelntag 2006

Früh morgens um 8.00 Uhr trafen sich 235 Urzeln in Großsachsenheim, um gemeinsam den Urzelntag zum 41. mal zu feiern.

Nach einer traditionellen Begrüßung der Teilnehmer durch Zunftmeister Thomas Lutsch folgte ein imposantes Gruppenfoto aller Urzeln durch den örtlichen Fotografen.

Pünktlich um 8.45Uhr ging es für alle 5 Parten mit den Bussen in die Stadtteile Kleinsachsenheim, Hohenhaslach, Häfnerhaslach, Ochsenbach und zuletzt Spielberg, wo die Urzeln von den Einwohner herzlich empfangen wurden und einen wunderschönen Umzug durch geschmückte Straßen genießen konnten.

Die Brauchtumsfiguren, begleitet durch die Ochsenbacher Musikkapelle, begeisterten alle Zuschauer und empfangen durch den Ortsvorsteher lud dieser die Urzelnzunft zu speziell kreierter Urzelwurst und Wecken ein.

In Großsachsenheim startete der Umzug am Bahnhof in Richtung Schlosshof, wo viele Menschen schon sehnsüchtig warteten und mit Applaus die ankommenden Busse begrüßten. Bundesvorsitzender der Landsmannschaft Volker Dürr und der Sachsenheimer Bürgermeister Horst Fiedler grüßten im Schlosshof mit passenden Worten und Reimen die Urzeln, Angehörige und Gäste. Fast 1000 Zuschauer konnten das Treiben der Urzeln und die Brauchtumsvorführungen der Traditionsfiguren miterleben.

Mit dem Zwischenstopp bei dem Ortspfarrer zogen hunderte hungrige Urzeln in die Sporthalle, um auch dort, nach Speis und Trank, vielen Agnethlern und Gästen das traditionelle Brauchtum in Vorführungen und Plätschwettbewerb zu zeigen. Ein Highlight unter vielen war die Bietigheimer Guggenmusikkapelle, die mit tosenden Klängen Zuschauer und Urzeln von den Stühlen und gemeinsam auf die Tanzfläche lockten.

Die „Starlights“ sorgten ab 20Uhr auf dem Urzelnball in gefüllter Halle unter vielen hunderten Gästen für Musik und beste Laune.

Im Ganzen ist der Urzelntag 2006 als außergewöhnlich schön mit großartiger Stimmung bei Urzeln und Besuchern zu erwähnen. Ein Dank geht an alle teilnehmenden Urzeln und Besuchern, die den Tag so schön mitgestaltet und unvergesslich gemacht haben.

Die Urzelnzunft Sachsenheim e.V. (www.urzelnzunft.de) lädt heute schon alle herzlich ein nächstes Jahr 2007 wieder Gast in Sachsenheim am Urzelntag zu sein.

Kerstin Paal



Schneiderröschen mit Mummerl



Vorführung der Reifenschwinger von der Fassbinderzunft



Der Bär und der Treiber stellen die Kürschnerzunft



Urzeln in Sachsenheim

Die Urzeln in Agnetheln

Am 5. Februar sind in Agnetheln Urzeln durch die Hauptstraße gelaufen. Es waren 15 rumänische Schüler der 4. Klasse Deutsch unter der Leitung ihres Lehrers Bogdan Patru und drei Erwachsene, die im kompletten Urzelanzug lärmend und knallend die ca. 300 wartenden Leute erschreckten oder mit Krapfen bzw. Erinnerungen an einstige Zeiten beglückten und vom Bürgermeister empfangen wurden.

Als ich das las und die Bilder sah, war ich wie vom Blitz getroffen. „Joaca lolele prin Agnita“ steht auf der Agnethler Homepage! Und „colindat“ hätten die Urzeln! Sogar hora getanzt! Und zum Schluss haben sie versucht, das Siebenbürgenlied zu singen. Ich wusste nicht, ob ich weinen oder lachen sollte. Unser Urzeltag! Unser Brauch! Wie konnte das geschehen? Ist ein Brauch überhaupt übertragbar? Ich war ratlos. Erst ärgerte ich mich, dann musste ich wieder lachen. Bogdan Patru schrieb an den HOG-Vorstand: „Wir wollten am Sonntag einfach für einen Tag Sachsen sein!“

Als Erstes stellte ich danach fest, dass Wert gelegt worden war auf ordentliche Anzüge: Sogar Taschentuch und weiße Handschuhe sah man deutlich. Die Anzüge seien zum Teil „selbst gebastelt worden“, schreibt Herr Patru, der junge Grundschullehrer. Es gab Identifikationsnummern und die

Zaungäste wurden in die Geißel genommen. Respekt! Aber es war nicht unser Brauch, den sie aufgeführt hatten. Nein, es war ein Faschingstreiben in Kostümen, die bei ihnen schöne Erinnerungen wecken. Mehr nicht. Sie tanzen hora damit. Warum eigentlich nicht? Unsere Vorfahren haben sich den heidnischen Brauch des Winter- oder Geisteraustreibens auch zunutze gemacht, und die Urzel-Parade daraus entwickelt. Wir haben mit den Anzügen, die es auf der Welt an vielen Orten in ähnlicher Aufmachung gibt, unseren Brauch gepflegt, warum sollen die heutigen Agnethler Bürger nicht auch einen Brauch damit begründen?

Ich freue mich nun, dass sie in guter Tradition Wert auf ordentliche Anzüge legen, dass ihnen unser geliebtes Urzellaufen so viel bedeutet und dass somit dem Markenzeichen „Urzel“ nicht geschadet, sondern ein ehrendes Gedächtnis bewahrt wird.

Unseren hoch geschätzten Urzelbrauch passen wir hier in Deutschland auch den neuen Gegebenheiten an, wie in den folgenden Berichten erkannt werden kann. Hirräi!

Doris Hutter, Herzogenaurach

Die Urzeln in Bonn-Niederholtorf

Horst Fabritius stellt fest: Unser Herrgott ist ein Urzel. Und: Der Agnethler Brauch kommt bei den Bonner Jecken gut an. Sogar: Die Agnethler Urzeln passen in den rheinischen Karneval.

Am 25. Februar fanden sich um die 40 Gäste bei Edda und Hans-Georg Richter in Bonn-Niederholtorf ein, davon 28 Urzeln. Man begrüßte sich herzlich, knallte sich, nach einer guten Perisoare-Suppe, vor dem Haus ein und lief dann zum Versammlungsort der Jecken, wo der „Zoch“ beginnen sollte, ordnete sich zwischen die anderen Jeckengruppen ein und musste vielfach Auskunft geben, für Fotos posieren sowie der Lokalpresse Fragen beantworten. Horst Fabritius: „Das gehört so zur Anpassung des alten Brauches: Wir haben nicht nur unsere Krapfen verteilt, wenn die begeisterten Zuschauer immer wieder „Kamelle, Kamelle!“ riefen, sondern waren mit zwei Bollerwagen voll süßen Wurfmaterials gerüstet, wie im Straßenkarneval üblich; Neugierige bekamen auch unsere Handzettel, damit sie das Wichtigste über die Urzeln nachlesen konnten. Dafür ließen sich auch alle Zuschauerinnen gern in die Peitsche nehmen, ihre Pappnasen und Hexenhüte luden bei dem langen Lauf durch Oberholtorf, Ungarten

und Niederholtorf nachgerade dazu ein. In dieser Hinsicht war es eher wie vormals in Agnetheln und weniger wie in Sachsenheim. Die rheinische Frohnatur, karnevalerfahren und für Neues offen, ist für ein Tänzchen auf der Straße allemal zu haben.“ Die Organisatoren des örtlichen Umzugs waren sehr dankbar für unser Mitmachen. Sie wollten uns sogar die Teilnahmegebühr schenken, wenn wir im nächsten Jahr wiederkommen würden.

Besonders gemütlich wurde es im Hause Richter nach dem Umzug bei Urzeltokana und selbstgemachtem Wein von Hans-Walther Zinz. Die Krapfen hatten die vorschriftsmäßigen „weißen Kragen, andere sagen Mäschen“ (H. Fabritius) oder „Rand“, worauf Freia Krauss und ihre Töchter Edda und Karin mit Recht stolz sein können.

In der Kneipe abends zeigten die „ausgekleideten“ (zivilen) Urzeln dann auch, dass und wie sie tanzen und feiern können! Prima Stimmung rundete einen schönen feucht-fröhlichen Urzeltag ab. Hirräi!

Doris Hutter, Herzogenaurach

Die Urzeln in Weisendorf

In Weisendorf bei Herzogenaurach gab es am 28. Februar, Faschingsdienstag erst das Urzelkraut im Hause Gerhard Berner (Fogarasch), danach die Teilnahme beim „Gaudiwurm“ als führende Gruppe und anschließend gemütliches Beisammensein mit Liedern, Akkordeonspieler Reinhold Burkart (ein Franke), Urzeltaufe (u. a. von Ilse Buchholzers Tochter Elke, bzw. 9-jähriger Enkelin Nadine Gille aus Nürnberg) und den Herzogenauracher Urzel- Senioren Misch Orend und Horst Wayand, deren Frauen mit Ika und Dodo das Urzelkraut gewickelt hatten. Hans-Georg Roth war mit seiner Tochter Yvonne (15) aus Nürnberg angereist und Heinz Oczkos Söhne (9, bzw. 6) machten zum 1. Mal mit. Damit sind nun, wie es sich gehört, alle 5 Enkel des ehemaligen Urzelsprechers Heinrich

Oczko Urzeln geworden. Die Part der fränkischen Urzeln wird jährlich um Zugänge aus der Nachbarschaft Herzogenaurach bereichert. Aber den Urzelspruch müssen alle im Agnethler Dialekt aufsagen!

Auf dem Marktplatz hatten die Urzeln und die Reifenschwingerin der Reihe nach ihre Knallkunst bewiesen und für Stimmung gesorgt. Ebenso in der Kneipe nebenan, wo sie kurz vorbeisahen, um die Stimmung anzuheizen. Diese Urzeln singen und tanzen auch gerne. Hurräi!

Doris Hutter, Herzogenaurach

Die Urzeln in Nürnberg

Das Bayerische Fernsehen schwenkte die Kamera im Nürnberger Fastnachtzug am 26. Februar zu früh weg, etwa in der Mitte des Zuges. Schade! Denn unsere Urzeln haben bis zum Letzten anständig geknallt und geschellt, wie es ihre Pflicht ist! Die Jugendlichen und Damen unter ihnen schirmten engagiert die 80.000 Zuschauer am Wegrand von möglichen Unfällen ab und knallten selbst nur dort, wo genügend Platz war. Ordnung im närrischen Treiben ist eines der Markenzeichen der Nürnberger Urzeln. Das zweite Markenzeichen ist unsere Reifenschwingerin Gitte Henning, 20 Jahre alt, Tochter von Gundi und Günther, die während des ganzen Umzugs kein einziges Glas zerschlug. Leider kam im Fernsehen ihr Auftritt nicht dran: Sie hatte 5 volle Weingläser im Reifen vorbereitet und der Akkordeonspieler Martin Mehburger, ein gebürtiger Alzner, stand einsatzbereit neben ihr.

Aber das konnte uns die gute Laune nicht verderben. Nachdem man sich am Morgen im Haus der Heimat in Nürnberg-Langwasser versammelt, begrüßt und gestärkt hatte (einige Urzeln waren in der Nacht vom Urzellauf aus Bonn-Niederholtorf, bzw. aus Sachsenheim bei Stuttgart heimgekehrt), war man wieder mit der U-Bahn und knallend im U-Bahn-Schacht (eine wahre Schau!) in die Altstadt zum Umzug und danach zum Urzelkraut wieder zurück gefahren.

Inzwischen hatten fleißige Hände die Tische gedeckt und das Kraut gewärmt. Gitte schwang ihre 5 vollen Gläser noch mal für die Helfer, man knallte noch einige Male und setzte sich zum gemütlichen Teil ins Haus der Heimat. Inge Azner, die Kreisgruppenvorsitzende der Landsmannschaft und Ehemann ehrten die Urzeln mit ihrer Anwesenheit. Den Urzelgang mit Kuhschelle am Gesäß lernte Inge sehr schnell. Und sie wohnte mit sichtlichem Vergnügen der traditionellen Taufe der erst-



Bild: Die Reifenschwinger Gitte Henning (Uehlfeld) und Kurt Filp (Heilbronn) vor dem Haus der Heimat.

maligen Urzeln in Nürnberg bei. Selina Rehm (Enkelin von Ilse Buchholzer, 5) sagte als Jüngste ganz tapfer und laut den deftigen Spruch dazu. Im Vorjahr hatte sie sich noch geschämt! Hurräi!

Herzlichen Dank für das mitgebrachte Gebäck der Familien Roth, Kellner, Klein, Henning, Oczko, Sill und Zinz sowie für Spenden und die funktionierende Hilfe vor Ort. So entstand wieder der Eindruck, dass ein Stück Agnetheln bei uns war. Ebenso haben wir dem Haus der Heimat Nürnberg und der Landsmannschaft für Förderung unseres Brauches zu danken. Hurräi!

Doris Hutter, Herzogenaurach

In alten Zeitungen geblättert: Urzelntag sorgte auch in anderen Zeiten für Diskussionsstoff.

Unsere Urzeln

Wie leicht man auch hier bei uns gewisse Lebensformen abstreift und sich einen modernen Anstrich gibt, so schwer geht es aber auch mit der Abschaffung althergebrachter, festverwurzelter Sitten und Gebräuche. Man scheint da vor einem psychologischen Rätsel zu stehen, und doch ist es in der Regel nicht ein Rätsel, sondern ein klarer seelischer Vorgang. So ist es durchaus nicht ein Rätsel, dass sich unser Urzel, diese ziemlich derbe und oft ausgelassene Maske durch Jahrhunderte bei uns erhalten hat, und dass er auch in unseren modern angehauchten Verhältnissen nicht auf sein Dasein verzichten will, sondern es wird dies mit der Tatsache erklärt, dass er mit unserem Volksbewusstsein, mit unserer Volksseele im Laufe der Jahrhunderte so sehr verbunden und verknüpft wurde, dass er so leicht ohne Schmerzempfindung nicht wieder ausgeschaltet werden kann. Dass der Urzel nicht in die Versenkung verschwinden kann, haben die bisherigen Versuche, ihm den Garaus zu machen, bewiesen. Es hat eine Zeit gegeben, wo übereifrige Amtspersonen, denen aller Respekt vor kulturhistorischen Bräuchen abhanden gekommen war, den Urzeln wie Diebsbanden mit Gendarmen nachsetzen ließen und doch vermochten sie es Gott sei Dank nicht, dieselben auszurotten. Sie vermochten es nicht, weil die Kraft der Pietät für das Althergebrachte stärker war als gedankenloser Amtseifer. So ist es unserem Urzel schon häufig an den Kragen gegangen, man hat auch schon geglaubt, dass er hätte zu den Toten gezählt werden können, aber immer wieder hat er sich aus der Zwangsjacke befreit und sich mit Peitschenknall und Schellengeläute aufs neue präsentiert. Eine schlechte Zeit ist nun wieder gekommen, die Axt ist ihm schon wieder an die Wurzel gelegt worden und zwar durch einen Beschluss der politischen Gemeindevertretung, nach welchem kein „Urzelntag“ mehr stattfinden darf.

Wenn es dem Volksfreund auch um den Urzel leid tun mag, so muss er aber doch dem Beschluss der Gemeindevertretung zustimmen, weil ein „Urzelnlaufen“ ohne „Ladenforttragen“ wirklich keinen Sinn hat. Diese zwei gehörten von jeher zusammen; Die Hauptsache war das Ladenforttragen der Bruderschaften, während die Urzeln nur die Garnierung dazu bildeten. Da nun die Bruderschaften zu leben leider aufgehört haben, gibt es auch kein Ladenforttragen mehr, und wenn sich nun die Urzeln selbständig einen Tag machen und auch irgendeinen Umzug zustande bringen, so ist das doch gehaltlos, es gleicht einem Hochzeitszug, in welchem das Brautpaar fehlt. Es muss etwas Wirkliches, etwas Wahres in den Mittelpunkt gestellt werden, wenn wir uns diese Spezialität, wenn wir den Urzel so nennen dürfen, erhalten wollen. Wir denken da an zwei Möglichkeiten. Vielleicht lässt es sich machen, dass die Lade der Schusterzunft mit „Parade“ fortgetragen wird, wie einst die Bruderschaftslade. Könnte

in dem Falle nicht der Zunfttag und das Ladenforttragen an demselben Tag stattfinden?

Der zweite Ausweg wäre vielleicht der, dass ein Jugendbund gegründet würde, der dann auch in jedem Jahre die Bundeslade mit Urzelbegleitung „forttragen“ könnte. Es wäre wünschenswert im Interesse eines alten Brauches über diese Frage mit Ernst nachzudenken! Wir meinen nämlich, dass wir uns darüber freuen sollten, dass wir aus der Vorzeit noch etwas gerettet haben, und dass wir uns gerade den Urzel gerettet haben in seiner derben Urwüchsigkeit. Gerade damit imponiert er uns ja, denn er zeigt uns durch sein Auftreten, dass in uns Kraft und Leben steckt und dass wir nicht verweichlichen wollen im widerlichen Parfüm eines modernen Lebens.

Was die Frage der Kosten, die das „Urzelnlaufen“ der Marktbevölkerung verursachen soll, anbelangt, so ist das auch nicht so gefährlich. Es ruiniert gewiss niemanden, wenn einmal im Jahr für diesen Zweck gebacken und ein wenig Getränke herbeigeschafft wird. Es ist bekannt, dass die Urzeln gar nicht viel essen und trinken können, sie würden also durch ihre Besuche gewiss keine Haushaltung aus dem Gleichgewichte bringen. Und es ist vielleicht für Familien mit erwachsenen Töchtern gerade ein Bedürfnis, in dieser Art den „Kränzchenherren“ dankbar entgegenzukommen. Auch hier, wie sonst, empfiehlt sich die Einfachheit, durch die niemand erdrückt wird.

Denken wir also alle miteinander darüber nach, welchen Kern wir der Sache für den Fortbestand des Urzeltages geben sollen, damit dienen wir einer schönen, nationalen Sache und zeigen gleichzeitig, dass wir das Erbe der Väter zu bewahren verstehen!

Der oben stehende Text ist entnommen aus dem „Agnethler Wochenblatt“ – Publikations-Organ für Agnetheln und Umgebung; zweiter Jahrgang, Nr. 5, Sonnabend, 29. Januar 1910

20 Jahre Urzelzunft in Geretsried

Heuer, 2006, können wir hier in Geretsried auf 20 Jahre Urzellauf und Urzelkrautessen zurückblicken.

Hiermit war unser erster Urzellauf im Jahre 1986 mit einer Gruppe von 12 Urzeln. Dies war aber nur der Beginn, voriges Jahr zählten bereits 40 Urzeln dazu.

Aber wir waren nicht die ersten, die mit dem Gedanken spielten, unseren Brauch auch hier in Deutschland fortzusetzen. Bereits 1902 hatten sich einige Wanderburschen die Urzelanzüge angezogen und sind am Marienplatz aufmarschiert. Darunter war auch Horis Großvater. Es war dies nur eine ganz kleine Gruppe.

Danach, 1965, liefen zum ersten Mal in Sachsenheim die Urzeln, später, viel später in Traunreut, Drabenderhöhe und 1986 wir in Geretsried. Und wieder viel, viel später, vor zwei Jahren, auch eine Gruppe in Nürnberg. Die Sachsenheimer gehen zu Fuß, ebenso die in Traunreut, wir fahren mit dem Bus und die Nürnberger mit der U-Bahn.

Wie entstand eigentlich unser Urzellauf hier in Geretsried?

1986 gab es einen Aufruf an alle Vereine, sich beim Faschingsumzug in Geretsried zu beteiligen. Die Stadt wollte dem Geretsrieder Bürger auch etwas bieten, nachdem in den Nachbarorten die Faschingsumzüge sehr gut ankamen. Dies war für die Siebenbürger Landsmannschaft eine Herausforderung. Aber womit sollten wir auftreten? Mit der Tracht? Nur die hatten wir, aber das ging wirklich nicht. Da kamen wir auf unsere Urzelanzüge. Einige hatten sie einfach nur so aus der alten Heimat in die neue mitgenommen, andere borgten sich schnell die schwarze Kluft von guten Freunden und der Rest schneiderte die Kostüme selbst. Es war ein reges hin- und her Fahren. Es brauchte Peitschen und Masken, die Schellen waren sofort fertig. Auch Nummern wurden gespritzt und in unserem Haus roch es noch lange Zeit nach der schwarzen Farbe. Es gab aber noch ein Problem: das Peitschenknallen. Die Alten mussten es erst den Jungen zeigen und die knallten die langen Peitschen mehr ins eigene Gesicht, als dass ein Knallen in der Luft ertönte. Bei den Alten kamen die Beschwerden erst später zum Vorschein und zwar in Form des Muskelkaters. Die Urzelstatuten wurden weitergereicht, denn jeder Urzel muss sich danach richten.

Soweit war alles fertig, auch das erste Urzelkraut bei Lang Herta. Voller Erwartung trafen wir uns beim Rathaus. Wo werden wir uns im Umzug einreihen? Ganz hinten, oder vorne, vielleicht doch lieber in der Mitte?

Wir stehen und warten, das Peitschenknallen wird noch etwas geübt, die Krapfen in den Quetschen verteilt. Haben wir uns in der Uhrzeit geirrt? Nein! Wir waren und blieben die einzige Gruppe vor und im Rathaus. Es waren noch einige Angestellte, die sich um den Bürgermeister scharten. Aber das war's auch.

Unser Aussehen mit Kostüm und Zubehör war hier in Geretsried vollkommen fremd. Etwas misstrauisch wurden wir beäugt, aber die Krapfen und der warme Schnaps überzeugten alle, dass wir wirklich ganz, ganz friedlich waren. Die einzigen, die uns fürchten müssen, sind die bösen Geister. Da kennen wir nichts, die werden aus Geretsried ausgetrieben. Wir haben auch hier in Geretsried diesen Brauch des Urzellaufens und des Urzelkrautkochens eingeführt.

Leider hört man immer wieder: „Wozu sich plagen? Der Brauch wird sowieso nicht weitergeführt, wenn wir Alten einmal nicht mehr sind. Die Jungen, die, die haben dafür kein Interesse mehr.“ Da muss ich aber (ausnahmsweise) die Jungen in Schutz nehmen. Wie sollen die etwas weiterführen, davon ihnen nichts erzählt wird. Und ich kann sagen, wir können wirklich stolz sein: Unsere Gruppe hat reifere, gestandene, sich im Lernprozess befindende Urzel, sowie liebeliche kleine Urzel. Und für alle heißt es, diesen Brauch zu erhalten. Bereits 1897 schreibt ganz entsetzt Otto Piringer, Rektor in Agnetheln, über neue Ideen von damals: „Was brauchte man noch die alten Zunftordnungen, was das Ladenforttragen, das Urzellaufen? Es ist an der Zeit, den alten Zopf endlich abzuschneiden!“ Es waren dies Führer des Gewerbes, die glaubten, „modern“ zu sein und wollten mit dem Abschaffen

ihre fortschrittliche Gesinnung beweisen. Zum Glück kamen diese bei der Mehrheit nicht durch. Und auch hier findet ein alter Spruch seine Geltung: „Wills du das Ganze richtig verwalten, gilt's Neues zu schaffen und Altes erhalten.“

Brauchtum braucht Liebe, Verständnis und Pflege!

Im Kindesalter geht es nur um die Fragen: wie schmecken die Krapfen, wie kann ich mit Schelle und Peitsche viel Lärm erzeugen? Später kommt der Kampfgeist auf, wer kann am besten und lautesten mit der Peitsche knallen? Aber irgendwann kommt doch die Frage: Wie, woher und wieso ist dieser Urzellauf, sind unsere Trachten, unsere Essgewohnheiten entstanden? Wo finde ich einen Teil von mir wieder? Ich würde mir gerne einmal das Land meiner Vorfahren ansehen.

Dann dürfen wir uns nicht schämen, sondern müssen offen dazu stehen. Denn es gab schon früh Kultur, Schulwesen, Kindergarten und andere Einrichtungen in Siebenbürgen.

Wenn ich nur ungerne an etwas zurückdenke und ich mich auch so darüber äußere, wie will ich da das Interesse von anderen wecken? Es reicht nicht, wenn ein Kind abwechselnd liebevoll bei der Mutter und dann wieder von dem Vater umworben wird, da die Gemeinschaft auseinander gegangen ist. Nein! Es braucht beide gleichzeitig. Es ist auch wichtig, Familie und Brauchtum zusammen wachsen zu lassen und dieses können wir nur jetzt und nicht später. Es ist dies, wie wenn sie zwei arme, kleine Krautwicklerl in einem Topf einsam vor sich hinköcheln lassen. Diese können sich nicht entfalten und so auch nicht richtig schmecken.

Wie ganz anders geht es den 500 Knödeln in einem großen Topf, die sich aneinander schmiegen, sich gegenseitig warm halten, sich in dem Wammerl einhüllen, um die Haut weich und zart zu machen. Diese können sich entfalten und in eine rosige Zukunft blicken: mit viel Genuss aufgegessen zu werden. Gegessen werden beide, ob gut schmeckend oder nicht. Die Masse, die Menge und die Gemeinschaft macht es. Und hier zählt jeder Einzelne.

Auf einer Agnethler Glocke, und zwar auf der sogenannten „Großen“ kann man lesen:

Geschaffen hat in schwerer Zeit

Mich Opfersinn und Frömmigkeit – 1923

Ein fleißig Volk vom Morgen bis Abend

In diesem Tal das Lied der Arbeit singt.

Du, Glocke, weckst ein höh'eres Lied.

Das labend, belebend durch die müde Seele klingt.

Weshalb sollen wir nicht gerne zurück denken, nur weil wir keine Autos hatten? Hatten die in der ehemaligen DDR auch nicht! Dies war eine Begleiterscheinung des Kommunismus.

Oder weil hier viele nicht wissen, wo und was Siebenbürgen ist? Wer fleißig war wurde schon immer hoch geschätzt, ob Freund oder Feind, ob Fremder oder Gefangener. All dies soll aber nicht bedeuten, dass wir uns hier als Siebenbürger abkapseln dürfen. Nein! Wir sollen, wollen und müssen uns hier integrieren, aber wir sollen, wollen und müssen auch unsere Traditionen am Leben erhalten.

Wiltrud Wagner, Geretsried

Die erste „Urzeldame“ in Agnetheln....!

Gewiss sind, gleich nach 1969, nachdem in Agnetheln das Urzellaufen wieder eingeführt wurde, viele Frauen gekonnt und unerkant mitgelaufen. Zu diesem Thema gab es viele Diskussionen, die einen waren dafür, die anderen dagegen. So entstanden die nachfolgenden gereimten Zeilen (etwa 1980), mit der Absicht die Teilnahme der Frauen am Urzellaufen zu begründen und zu rechtfertigen.

Ech bidden am't Wuirt
Ech bidden am Gehir!

De Krappen hun mer gekuirt,
der Haisfra zer Ihr.
Saier wour der Wen,
awer esui soul e och sen.
Och Lauder hun mer gesangen,
der Douch äs gelangen,
kut alle erba,
zem Urzelndouch! Hurra!

Doch irjend äst stiemmt niet,
ech sah:n et ich un,
ould enner dinkt et, der aimder brommt sich et än de Grun:
„Wuot sen dout fuir Maniren,
Dot noustens och Fraen sich als Urzeln maskieren,
dersaint mer es erännern,
äs dout en Sach vun Männern!

Doch kut nuor näiher
Und hirt men Mäier:
„... in Anno dazumalen,
als Türken und Tataren
das Siebenbürgerland durchquerten,
wackere Männer aus Kirchenburgen sich wehrten...!“

Na, blätzt et ich nei?
Sprecht nouch äst derzei!
Wie wour et daut mät Schallen,
mät Paitschenknallen,
mät Zoddern amgehongen,
ionen Bongen,
mät der Brossel än der Häimd
zem Biednerduir eraisser raimt,
und esui den Found verdriven,
af dies Uairt diar Ognithler Brioch äs bliwen?
Wour et niet an Ognithler Fra?
Ir Urzeln wa hies se ??..... URSULA!“

Für diejenigen, denen die Sage über die Agnetlerin „Ursula“ nicht bekannt ist, möchte ich die bekannte Volkskundlerin Dr. Roswith Capesius sprechen lassen:

Woher kommt nun die Benennung „Urzel“, wo solche Gestalten sonst doch meist „Lolen“ (schweizerisch auch Löli) heißen. Ist es der „ursu“, der Bär, der hier Pate stand, oder hat die

Sage recht, die erzählt, dass einst bei den Tatareneinfällen die mutige Ursula im Zottelkleid die Feinde verjagt hätte. Nun ist ja bekannt, dass einer sehr alten rituellen Handlung, wenn der Sinn in Vergessenheit gerät, eine neue historische sagenhafte Begebenheit untergeschoben wird, die dem Verständnis eher entspricht. So wird es wohl auch den Urzeln gegangen sein. (aus: Urzeltag in Agnetheln“ von Dr. Roswith Capesius).

So dürfte zumindest der Name der ersten Urzeldame feststehen, das Jahr wann sie ihr mutiges Laufen vollbrachte, wird man nie herausfinden können.

Da hier noch etwas Platz übrig ist, möchte ich noch einen „Urzelwunsch“ hinzufügen welcher beim „Einkehren“ zu den Bekannten- und den Freundesfamilien ausgesprochen wurde:

Mer wainschen Gläck än diesem Hais
Mer draiwen mät Schallen och Gaußeln, de Suorjen och den
Arjer ais,
as Lauder och Wätz koun e jäider hieren,
und dot mer ich beseken kun,
bewaist dot mer ich ihren.

So, dann wünschen wir Euch allen, dem Vorstand, in seiner „neuen alten Besetzung“ der Redaktion und allen anderen Ehrenamtlichen, die sich für die Agnethler Belange einsetzen alles Gute im neuen Jahr, viel Schaffenskraft in guter Gesundheit.

Freia und Walter Krauss, Königswinter

Gedicht

Erinnerung

Seht ihr die Sterne am Himmel stehn?
Man kann auf der ganzen Welt sie sehn.
Auch dort wo einst daheim wir waren
Zufrieden und glücklich in all den Jahren.

Den Steinweg mit schönen Tannen am Rand,
ein paar Männer und Frauen im Kirchengewand
langsam und schweigend zur Kirche gehen,
sie schauen sich um, bleiben oft stehen.

Sie vermissen das Lachen der Kinderscharen
Die mit dabei waren in all den Jahren.
Es ist still geworden in unserem Ort,
die Gassen leer, weil fast alle fort.

Doch jeder denkt gern an das schöne Daheim,
wie könnte es aber auch anders sein.
So mancher fand hier Liebe und Glück
Doch ehrlich gefragt, wollen wir wieder zurück?

Martha Wachsmann, Nordheim

Ergänzungen zer Almerou vum Wonner Ann

(Achtung: In besonders vielen Wörtern werden das A und das e wie bei Almerou gelesen!)

<u>Wonner Ann:</u>	Z
Zader	= Stofffetzen, widerspenstiges Mädchen
Zauker	= Korb
Zaup	= Rinnbrunnen
zekatscht	= wenn Kuchen zerfällt, Fleisch zerkoht
Ziaongschlapper	= Zaunkönig
ziareln	= ein wenig streuen oder Wasser schütten
ziarpeln	= öfters etwas Alkohol trinken
zingeln	= Läuten eines Weckers oder kleinen Glöckchens
zimperlich	= überempfindlich
Zimz	= Sieb
Zirkel	= Uhrzeiger
Zirkular	= Umschrift, befördert von Haus zu Haus
zopporn	= kleines Loch mit Faden zusammenziehen, Urin behalten
zuezeln	= auf einem Gaul ohne Sattel reiten
Zuiteln	= Kopftuch mit Fransen
zuppich	= verärgert, trotzig
zurpen	= schlürfen, mit der Nase hochziehen

Liebe Agnethler,
mit ihrem eigenen Z-Nachtrag (wäre schlimm gewesen, wenn z.B. „de Zader“ gefehlt hätte!) ist nun Wonner Anns Almerou vollständig erfasst. Für die weiteren Zuschriften danke ich ganz herzlich. Ich behandle sie in der Reihenfolge der Eingänge. Wiederholungen werden weggelassen. Wenn eine andere Bedeutung eines Wortes genannt wird, erscheint sie mit Sternchen.

Rudolf Henning, sen., Heilbronn

Buairich	= jungfräulicher Eber*
Baka	= Mehlspeise in der Kindersprache*

Johanna Barner, geb. Wächter, Traunreut

Bäsch	= Wald
Bika	= Stier
Däppchen	= Tasse
Diozen	= Verdickung am Brotlaib*
Drimpel	= kurze feste Ausscheidung von Mensch oder Tier
Exekutor	= Gerichtsvollzieher*
gäi	= plötzlich steil bergauf, bergab oder um die Ecke
Gebuoichsel	= minderwertiger Abfall von Reisig, Heu, Stroh
Häinsper	= schlanke, flinke Frau
Hiezel	= Reisig

Iarlächt	= ausgehöhlter Kürbiskopf mit Kerze drin, Dummkopf
Jäpp (Schöp)	= Tasche eines Kleidungsstückes
klibbes	= klein
Kliotsch	= geflochtener kleiner Hefezopf
Kättel	= Ausscheidung vom Pferd, Pferdeapfel
Larw	= Maske
Pialseplack	= Pflaumenkuchen aus Blätterteig, gegittert
Pittleng	= Jungbulle
Räich	= Berghang
Riftschen	= Schärzel vom Brotlaib
Scharrchen	= übriger zusammengekratzter Teig aus der Brotmulde
Schiarwen	= Nachttopf
Schliamchen	= Haut auf der gewärmten/aufgekochten Milch
Schruoijen	= Gestell unter der Brotmulde
Siar	= Molke
Stauchaisen	= Feuerhaken

Otilie Wonner, geb. Sturm, Stuttgart

arschlouainan	= nach rückwärts
bekätzen	= sich mit jemandem zu tun machen
Drafuos	= Topf
Henner	= Fäkalien-Transporteur
Karedel	= kleines Wägelchen
Klämmchen	= Käspalukes
Kradder	= Frosch
Posnite	= witzige Person
Puppes	= Konch
Spirifinkel	= magerer Mensch
stoppen	= Gemüse pflanzen
Tindale	= verträumter Mensch
Topolanken	= grober Schuh
Tripizule	= unbeholfener Mensch
Tuppes	= Haufen
Zadregräk	= arm angezogene Person

Doris Hutter

Krepirel	= sehr dünnes, schwächtiges Tier
----------	----------------------------------

Die Ergänzungen fasse ich im Juni 2006 in einer Datei unter dem Titel „Ognithler Almerou“ mit denen von Marianne Wonner zusammen, nachdem sich bis Ende Mai 2006 alle Unklarheiten, Korrekturen und sonstige Ergänzungen klären. Dann maile ich gerne diese Datei an Interessenten, die mich anschreiben: hutter.georg@herzomedia.net
Wer die ca. 10 Seiten lange Datei ausgedruckt per Post haben will, soll bitte in einem Couvert ein gefaltetes DIN A4-Couvert frankiert mit einer 1,45 EUR Briefmarke und ausgestattet mit seiner Adresse schicken an:
Doris Hutter, Nutzungstr. 24 a, 91074 Herzogenaurach.

Doris Hutter, 31.01.2006

Interessantes und Heiteres

aus dem "Agnethler Wochenblatt 1909 und 1910"

Anlegung einer Promenade

Aus den marktämtlichen Kundmachungen ist ersichtlich, dass der Verschönerungsverein die Absicht hat, auf dem rechten Harbachufer, von der Marktbrücke bis zur Zigeunerbrücke eine Promenade anzulegen. Uns will es scheinen, als sei die Sache verfehlt. Erstens ist diese Strecke der Zigeunerweg, und die Anlagen würden ganz gewiss durch das, dem Alkohol stark zugetane Volk zu leiden haben, und auch die eventuellen Spaziergänger würden unliebsamen Attacken ausgesetzt sein. Zweitens ist ja auch der Harbach mit seinem Wasser kein solcher Geselle, dass man in seiner Nähe lustwandeln kann. Jedes in Verwesung übergegangene Käzchen, das dort seinen Tod gefunden hat, könnte einem den Aufenthalt verleiden. Das ist der Fall, wenn nahezu kein Was-

ser im Harbach fließt. Wenn er aber den „Geschwollenen“ spielt, duftet er auch nicht angenehm. Wir meinen also, dass es gut sei, diesen Plan aus den angeführten und auch noch anderen Gründen nicht zu realisieren. Der Verschönerungsverein würde sich um das Landschaftsbild große Verdienste erwerben, wenn er beide Ufer am Harbach, ohne da auch Promenade anzulegen, bepflanzen würde. Wir haben prächtige Promenaden auf der Höhe. Dorthin sollen wir uns hinauf bemühen, da haben wir außer der harzigen Tannenluft auch die herrliche Aussicht und der kleine Aufstieg veranlasst die Lunge und sonstigen Organe zu wohlthuender Tätigkeit. Also nicht in den Sumpf, sondern auf die Höhe!

Frische Luft

„Mach nur schnell die Fenstern zu, damit die Wärme nicht hinausgeht“, hört man jetzt wieder so oft von der besorgten Hausfrau sagen. Da aber die Gesundheit des ganzen Körpers von einer gesunden Tätigkeit der Atmungsorgane abhängt, so sollte man nicht zu sehr mit dem Holz sparen und lieber ein wenig mehr frische Luft in die Stube lassen. Man kann eher hier und da eine Mahlzeit aussetzen, wofür man den Mehrverbrauch von Holz ersetzen kann, als das man genötigt ist, in geschlossenen Räumen die fortwährend durch die Ausdünstungen der Bewohner verunreinigte Luft einzuatmen. Eine solche Luft, die schon wiederholt in unseren und den Lungen anderer war, und welche noch durch die Ausdünstungen der Haut verunreinigt wird, kann das Blut nicht erfrischen, wie das für einen guten Stoffwechsel unbedingt nötig ist. Wer fortwährend die einmal und mehrmal ausgetretene Luft atmet, muss endlich krank werden. Die Stubenluft nimmt keine Ausdünstungen mehr an, wenn sie einmal damit gesättigt ist.; so bleiben die Stoffwechselprodukte teilweise im Körper zurück und vergiften ihn. Niemand wird sich mit Wasser waschen, welches andere schon gebraucht haben, aber mit der Luft nimmt man es nicht so genau. Die mag wer weiß schon in wie vielen anderen Lungen gewesen sein, man atmet sie ohne viel Skrupel wieder ein.

Dies bewahrheitet sich besonders beim Reisen im Winter. Wehe demjenigen, der es wagt, im dichtbesetzten Eisenbahnkoupee ein Fenster zu öffnen. Dr. Huchzermeyer sagt: „Es kann sein, dass Kinder, Menschen, die vom Oktober bis März Gottes Sonne nur durch die Scheiben erblicken, Hals, Luftröhren und Lungen mit Staub und anderen Luftbestandteilchen anfühlen, und nun mit geschwächter Gesundheit und unreinem

Blute sich der Frühlingsluft aussetzen, erkranken. Der Anstoß, den der geschwächte Körper und besonders der Atmungsapparat als der am meisten in der Stubenluft leidende Teil empfangen, ist oft so stark, dass mittelst häufigen, mit Fieber verbundenen Katarrhen die Lunge sich bestrebt, alle Unreinigkeiten wieder von sich zu geben. Dies wird vermieden auch durch tüchtigen Luftgenuss auch im Winter, der die Atmungsorgane rein erhält und den ganzen Menschen abhärtet.“ Sollten wir nicht dieser Sache mehr Aufmerksamkeit schenken, und jede Minute, welche wir erübrigen können, uns auch im winter in freier Luft Bewegung machen? Ungünstiges Wetter sollte weder uns noch unsere Kinder zurückhalten.

Doch wie ist es mit dem Offenhalten der Fenster des nachts? Da höre ich schon einen Leser sagen: „Das geht im Winter nicht.“ Aber, liebe Leser, ist die Luft, wenn es kalt ist, nicht gerade so leicht mit verbrauchten Stoffen geschwängert als im Sommer? Dann bedürfen wir auch eben so gut des offenen Fensters im winter. Doch kann man die frische Luft ja so herein lassen, dass sie nicht direkt auf das Kopfende der Betten fällt. Wenn man auch am Tage das Schlafzimmer noch so gut lüftet, so genügt dies nicht für die Nacht, weil die Luft des geschlossenen Raumes in nur wenigen Stunden durch unsere Ausdünstungen vollständig verdorben ist. Man sollte überhaupt nicht vergessen, dass das Schlafzimmer nur der hellste und luftigste Raum der ganzen wohnung sein sollte. Also, frische Luft bei Tag und Nacht, Sommer und winter!. Zum Schluss zur Beherzigung folgende Worte aus dem Volksmund: „Öffnet die Fenster in eurem Haus So fliegen Apotheker und Arzt hinaus!“ „Gute Gesundheit“

HOG- Vorstand

Wenn man zu einer HOG- Sitzung nach Heilbronn fährt und bei der Suche nach der gewünschten Hausnummer die einzige Fußgängerin anspricht, die sofort hilfsbereit antwortet und sich als die ehemalige Lehrerin (Manni Folberth) entpuppt, dann ist schon mal Agnetheln nicht weit.

Wenn man beim Betreten der Wohnung von Manne Brenner in die Gesichter von tatkräftigen Agnethlern sieht, die sich Zeit für ihre HOG nehmen, dann ist man fast zuhause. Anne Schnabl, die ihr Amt an die viel jüngere Ilse abgegeben hat, kann sich freuen, inmitten von (aus ihrer Sicht) Riozläufeln zu sitzen: wir könnten alle ihre Kinder sein. Wissen und Erfahrung werden weitergegeben, auch wenn die Jüngeren den PC besser beherrschen. Es ist wie einst: wir können immer noch von unseren Alten lernen. Und Anne will uns weiterhin helfen und raten, kein Thema! Also fühle ich mich bei Manne wie in Agnetheln. In den Gesprächen schon sowieso: Offen wird jedes Problem angesprochen, mit Argumenten wird versucht, das Beste aus jeder Sache für die HOG zu machen, man erfährt Neues und macht sich gegenseitig Mut. Z.B. erfahre ich, dass Carmen Popa- Schuster, die das gelungene Layout des letzten Agnethler Blattes gemacht hat, die Tochter von Ute Schuster aus der Grodengasse ist. Prima! Kurz danach entscheiden wir einstimmig, Ilse Feldmann, geb.Freymeier zu fragen, ob sie uns beim Aktualisieren der Homepage unterstützen will, weil sie sich mit unserem Blatt kreativ auseinandergesetzt und uns Tipps gegeben hat. (Inzwischen hat sie uns durch ihre schwungvolle Zusage sehr erfreut und gezeigt, dass es sehr wohl noch zupackende Agnethler gibt, deren Herz für unseren

Heimatort schlägt.) Wir stoßen an auf den Abschied von Anne, aber wir sind trotzdem optimistisch gestimmt. Wir sprechen Agnethlerisch. Wir entscheiden über wichtige Vorhaben, dass man z.B. die Siebenbürgische Bibliothek unterstützen soll, weil sie einen Teil unseres historischen Erbes hütet, und wir überlegen, wie man unsere Vergangenheit würdevoll in Agnetheln verankern kann, so dass auch die nachfolgenden Generationen wissen, dass Sachsen dort gelebt und gewirkt haben. Mit Würde heißt: nicht um jeden Preis und: unbedingt langfristig gedacht! Das sind wir denen schuldig, die Arbeit, Zeit, Wissen, Herzblut und Kreativität in Agnetheln eingemeißelt haben, die uns gelehrt haben, die Gemeinschaft zu pflegen und zum Wohle unserer Landsleute zu wirken. Deutschland fordert von uns das Gleiche, wir sind also gut bedient. Wir versuchen auch hier und heute, das Erbe unserer Vorfahren einzubringen, Einiges aufzubewahren, Einiges weiter zu geben und Einiges würdevoll abzuschließen. Dafür setzen wir, der Vorstand uns ein. Aber wir können es nicht alleine schultern. Nach wie vor brauchen wir euer aller Hilfe, um diese Aufgaben zu meistern. Wir brauchen Rat und Tat! Denkt daran, liebe Landsleute, überlegt, wie ihr euer Scherflein zum guten Gelingen beitragen könnt, lasst euch von diesem relativ jungen Vorstand anrühren und macht mit!

Wir freuen uns auch weiterhin auf eure Ideen, eure Hilfe, eure Spenden sowie den bekundeten Zuspruch und danken im Namen aller Agnethler für alle bisherigen Leistungen!

Doris Hutter, Herzogenaurach

Hier unsere Mannschaft, Stand 12.01.2006:



Von links nach rechts:

Gitte Henning: geb. 1967, Tochter von Marlies und Michael, ehemals Weihergasse, z.Z. wohnhaft in Heilbronn, zuständig für den Versand HOG und Agnethler Blatt.

Doris Hutter: geb. Oczko, 1957, Tochter von Dorothea und Heinrich, Grodengasse, z.Z. Herzogenaurach, Kulturreferentin der HOG

Marianne Brenner: geb. Thiess, 1954, Tochter von Hermine und Günter, Neugasse, z.Z. Heilbronn, Schriftführerin der HOG und Ko-Redakteurin des Agnethler Blattes.

Gudrun Wagner: geb. Mildt, 1955, Tochter von Gertrud und Otto, Weihergasse, z.Z. Heilbronn, Redaktion Agnethler Blatt.

Hans-Walther Zinz: geb. 1960, Sohn von Hans und Hedda, Grodengasse, z.Z. Schwabbach, zweiter Vorsitzender der HOG; Führt z.Z. bis zur Besetzung des Amtes des HOG-Vorsitzenden, die Geschäfte der HOG Agnetheln.

Anne Schnabl: geb. Lutsch, 1935, Tochter von Maria und Hans, z.Z. Nordheim, scheidende Schatzmeisterin.

Ilse Hohenecker: geb. Brenner, 1951, Tochter von Elfriede und Martin, Mittelgasse, z.Z. Heilbronn, neue Schatzmeisterin und Adressenverwaltung.

Harald Barner: geb. 1968, Sohn von Renate und Johann, Mittelgasse, z.Z. Nordheim, Jugendreferent.

Harald Binder: geb. Mras, 1970, Sohn von Ilse und Herrmann, Obergasse, z.Z. Heilbronn, Jugendreferent.

Rechenschaftsbericht der HOG Agnetheln für den Zeitraum 01.01.2005 – 31.12.2005

Anfangssaldo	1.299,83	
Spendeneingang für Friedhof + Agnethler Blatt	14.377,00	
Bücherverkauf	2.554,23	
Übertrag aus Festgeld	16.000,00	
Verschiedene Spenden	55,70	
Bankgebühren		154,60
Dinkelsbühl, Blumen etc.		847,79
HOG Sitzungen + Spesen		135,00
Zuführung Festgeld		7.000,00
Druck + Versand Agnethler Blatt		6.170,19
Hilfe Agnethler Kirche + Friedhof		5.140,13
Spenden + Beiträge an siebenbürgische Einrichtungen + Verbände		2.102,30
Büro- + Verwaltungskosten		619,34
Aufwand Agnethler Treffen		10.067,64

	Einnahmen EUR	Ausgaben EUR
Zwischensumme	34.286,76	32.236,99
Saldo Girokonto.31.12.2005		2.049,77
Gesamt	34.286,76	34.286,76

	Guthaben EUR	Zinsen EUR
	10.000,00	563,56
Sonstige Rücklagen		556,51
Geldmarkt-Konto		14,44
Gesamt	11.134,51	

Banditen, Spione oder Helden?

Bewaffneter antikommunistischer Widerstand
in Rumänien 1948-1962

Wer bewusst die Zeit von 1950-1955 in Siebenbürgen erlebt hat, erinnert sich sicher an die Partisanengeschichten die damals dort in aller Munde waren. Die tollsten Bravourstücke wurden ihnen zugeschrieben und in etlichen Varianten immer weiter erzählt. Im geheimen freute man sich, dass es doch noch jemanden gab, der sich den nun allmächtigen Kommunisten widersetzte.

Wer waren nun diese geheimnisumwitterten Partisanen, deren Existenz von der damals dort zensierten und gesteuerten Presse völlig verschwiegen wurden?

Der Begriff Partisanen (Kämpfer ohne Uniform) fand erst während des 2. Weltkrieges eine weite Verbreitung. Damit wurden organisierte Gruppen bezeichnet, die vorwiegend die deutschen Truppen an der Ostfront, in Jugoslawien und in Frankreich aus dem Hinterhalt bekämpften. Sie waren hierarchisch organisiert und verfolgten ein klares Ziel: Schädigung des eingedrungenen Feindes mit allen Mitteln.

In Rumänien hatte der Begriff Partisanen eine ganz andere Bedeutung. Damit wurden Gruppen von Personen benannt, die in den Jahren 1948-1962 im Untergrund, vor allem im Gebirge lebten und sich ihrer Festnahme durch die kommunistische Staatsgewalt mit der Waffe widersetzen. Den Namen Partisanen haben sie sich vermutlich selbst gegeben. Jedenfalls bezeichneten sie sich als Partisanen der Freiheit und unterzeichneten auch so, wenn sie sich schriftlich in irgendeiner Weise an die Staatsmacht wendeten. Als Partisanen sind sie ins Volksbewusstsein eingegangen und lebten dort, obwohl ihre Existenz von den kommunistischen Behörden stets verleugnet wurde, unter dieser Bezeichnung weiter.

Wer waren nun diese geheimnisumwitterten Partisanen? Sie kamen aus allen Schichten der Bevölkerung: ehemalige Offiziere, Studenten, Schüler, Legionäre, Bauern, sogar Pfarrer u.a. Sie hatten nur eines gemeinsam: Alle hatten sich den massiven Verhaftungen des Jahres 1948 und danach entzogen. Die Verhaftungswellen nach der Gründung der Securitate um die Mitte des Jahres 1948 hatten überhaupt erst zu ihrer Entstehung geführt. Personen, die sich der Festnahme entziehen konnten, versteckten sich zunächst mit Hilfe der Bevölkerung in ihren Heimatorten. Als der Druck seitens der Behörden immer größer wurde, flohen sie und versteckten sich in den Bergen und in der freien Natur. Das waren keine im Voraus geplanten Aktionen, sondern vorerst aus der Situation entstandene Notlösungen.

Die Partisanen organisierten sich in Gruppen. Es gab aber auch Einzelkämpfer. Zwar wussten die einzelnen Gruppen voneinander, aber um nicht in eine eventuell von der Securitate gestellte Falle zu tappen, kam es so gut wie nie zu Kontaktaufnahmen untereinander. Ihre Existenz sprach sich

in der Bevölkerung herum und so kam es, dass weitere Personen, die um ihr Leben zu fürchten hatten, sich den Gruppen anschlossen. Einmal dazugestoßen, gab es kein Zurück mehr. Alle aus diesen Gruppen fanden sich irgendwann vor die Entscheidung gestellt, entweder sich den Vertretern der neuen Ordnung zu stellen und harte Strafen in Kauf zu nehmen (in der Regel die Todesstrafe) oder das Leben gejagten Freiwilds in den Bergen zu führen. Die Partisanen haben sich ausschließlich für die zweite Möglichkeit entschieden.

In der Presse der damaligen Zeit wurde ihre Existenz eisen verschwiegen, was dazu führte, dass viele Historiker im Westen kaum etwas von ihnen wissen. Erst als die meisten Gruppen ausgeschaltet waren, gelangten etwa Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einige Hetzfilme in die rumänischen Kinos, in denen die Partisanen als brutale Verbrecher dargestellt wurden. Im Sprachgebrauch der Securitate wurden sie nur Banditen genannt. Solche aber waren sie nun wirklich nicht. Wenn sie jemandem irgendwie Leid zugefügt haben, so ist dieses nur aus Not in ihrem Überlebenskampf geschehen.

Das bekannteste Gebiet wo Partisanen gewirkt haben waren die Südkarpaten mit Schwerpunkt Fogarascher Gebirge, sowohl auf dessen Nord- als auch auf dessen Südseite. Es erstreckt sich über 100 km Länge und 60 km Breite und ist hauptsächlich bewaldetes Gebirge mit teilweise schwer zugänglichem Hochgebirge. Am Nordhang operierte die Gruppe des Ion Gavrilă bis 1956 während am Südhang (Câmpulung Muscel, Nucșoara) die Gruppen des Obersten Gheorghe Arsenescu und der Brüder Toma und Petre Arnăuțoiu erst 1957 ausgeschaltet werden konnten.

Dass sie so lange den Hetzjagden der Securitate standhielten, hatte noch einen weiteren Grund: Wegen zunehmender Beschäftigungslosigkeit waren vor dem Ersten Weltkrieg und in den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts viele Rumänen aus den Gebirgsdörfern um Fogarasch nach Amerika ausgewandert. So erklärt es sich, dass es in diesem Gebiet kaum eine Großfamilie gab, die nicht verwandtschaftliche Beziehungen zu Amerika hatte. Selbstverständlich war man hier amerikafreundlich gesinnt, Amerika wurde als die eigentliche Weltmacht angesehen und alle Hoffnungen auf Befreiung vom kommunistischen Regime und von der sowjetischen Besatzung wurden in die USA gesetzt.

Bei der Bevölkerung dieser Dörfer fanden die Partisanen denn auch Unterstützung und Rückhalt, hier konnten sie sich mit dem Nötigsten versorgen und zeitweilig sogar Unterschlupf finden, waren sie doch zum Großteil Söhne dieses Gebiets. Ohne die materielle Unterstützung durch die Bevölkerung und die Versorgung mit Nachrichten über die Bewegungen der Securitate wäre ein Überleben über etliche Jahre nicht möglich gewesen.

Ion Gavrilă, der Anführer der Gruppe vom Nordhang hat über 27 Jahre im Untergrund gelebt und ist wie durch ein Wunder mit dem Leben davon gekommen, trotz Verurteilung zum

Tode. Dank seinen Erinnerungen ist vieles vom Kampf der Partisanen überhaupt bekannt geworden.

Mit der Gruppe **Arnăuțoiu** am Südhang des Fogarascher Gebirges (**Câmpulung Muscel, Nucșoara**) war Maria Plop, die einzige Partisanenfrau, über acht Jahre unterwegs. Sie wurde die Ehefrau von **Toma Arnăuțoiu** und ihre 1956 im Gebirge geborene Tochter ist mit dem Leben davon gekommen.

Obwohl diese Partisanengruppen nie eine Gefahr für die kommunistische Staatsmacht darstellten, hat diese alles unternommen um sie auszuschalten. Es war eine ideologische Obsession, denn es durfte ja niemanden geben der anderer Meinung war. Zu ihrer Bekämpfung wurde eine Sondereinsatztruppe (**securitate intervenții**) des Sicherheitsdienstes gegründet, die zusammen mit dem Wachpersonal der Haftanstalten und mit dem Objektschutz eine Stärke von über 65.000 Mann hatte. Oft war es lächerlich wenn ein riesiges Truppenaufgebot gegen eine Handvoll Leute eingesetzt wurde und diese auch noch entkommen konnten. Höchste Regierungsstellen waren in ihre Ausschaltung involviert. So eine Großaktion stand 1952 unter dem Kommando von **Nicolae Ceaușescu**, damals Polit-General der Armee. Der Zugang zum Gebirge wurde von der Securitate wie eine Grenze bewacht, um zu verhindern, dass die Partisanen zum Überwintern ins Gebirge gelangen konnten. Unter diesen Bedingungen waren die Mitglieder aus der Gruppe des **Ion Gavrilă** oft gezwungen den Alt zu überschreiten und im Harbachtal Unterschlupf zu suchen. So kam es auch zum Überfall auf die Staatsfarm von Zied, von wo sie zwei Schweine entwendeten und diese, man staune, auf dem Militärübungsplatz von Großschenk, neben dem Camp der Securitate (wo sie niemand vermutete) für den Winter zubereiteten.

Trotz strengster Geheimhaltung wurde die Existenz dieser Partisanengruppen im Westen dennoch bekannt. So startete in den Jahren 1951-1953 der amerikanische und französische militärische Geheimdienst Unterstützungsmaßnahmen mit Fallschirmkommandos. Das Personal dafür wurde unter den Exilrumänen, insbesondere unter den Legionären, die nach Kriegsende nicht nach Rumänien zurückgekehrt waren, rekrutiert. In einer Gruppe waren sogar die Siebenbürger Sachsen Mathias Bohn aus Bulkesch und Wilhelm Spindler aus Hermannstadt dabei. Nach Ausbildung in Spionageschulen wurden diese Kommandos von Griechenland aus mit amerikanischen Flugzeugen eingeflogen und nachts über dem Gebiet Rumäniens mit Fallschirmen abgesetzt. Im Sprachgebrauch der Securitate wurden diese ausschließlich als Spione bezeichnet, obwohl sie hauptsächlich zur Unterstützung der Partisanen entsandt wurden.

Eine Gruppe bestehend aus **Ion Mircea Samoilă** und **Ion Golea** fand eine Unterkunft in der Gärtnerei des Erich Tartler in Kronstadt-Bartholomae. Fast zwei Jahre blieben sie unentdeckt. Erst als eine andere Gruppe eingeflogen wurde, die mit ihnen Kontakt aufnehmen sollte, sich aber der Securitate ergeben hatte, wurden sie enttarnt, was dann unbeschreib-

liches Leid über die Familien Tartler gebracht hat. Durch die verwandtschaftlichen Beziehungen zu Erich Tartler wurde auch die Familie Reiner aus Schönberg in ein beispielloses Leiden hineingezogen. Unter den Sachsen aus dem Raum Kronstadt, Fogarasch und Agnetheln brodelte damals die Gerüchteküche. Heute wissen wir, dass vieles erfunden war. In der vorliegenden Dokumentation mit obigem Titel wird am Beispiel von zwei Gruppen über den Partisanenkampf berichtet. Danach werden ausführlich die Bemühungen der Exilrumänen dokumentiert, in Zusammenarbeit mit westlichen Geheimdiensten die Partisanen zu unterstützen. Es wird auch versucht die globalen politischen Zusammenhänge und Ursachen, die überhaupt erst zu den Aktionen führten, zu untersuchen und die Ursachen des Scheiterns der Unterstützungsmaßnahmen aufzuzeigen. Besonderes Augenmerk wird den Siebenbürger Sachsen gewidmet, die in die Aktionen verwickelt bzw. in den meisten Fällen bloß unschuldig hineingezogen worden waren.

Das Buch:

Banditen, Spione oder Helden?

Bewaffneter antikommunistischer Widerstand in Rumänien 1948-1962

ISBN 3-00-015903-7; 298 S. + 52 Abbildungen und Dokumente; 19,80 EUR + Versand; kann bestellt werden bei:

Karl-Heinz Brenndörfer

Werner-Haas-Weg 5

70469 Stuttgart

Tel/Fax: 0711/850289

E-Mail: khbrenndoerfer@gmx.de

Leserbriefe

Liebe Agnethler,
bei der dritten Auflage des Buches:

„Geschichten aus Agnetheln und über Agnethler“

war sowohl der Text als auch die Bebilderung umfangreicher und der Umschlag des Buches war mit einer Folie überzogen. Durch die damit verbundenen gestiegenen Herstellungskosten ist der Reinerlös pro Buch kleiner als bei den früheren Ausgaben und auf ca. 3,50 EUR geschrumpft. Insgesamt hat sich, zusammen mit einigen kleinen Spenden, für die verkauften Bücher ein Reinerlös von 385 EUR ergeben.

Diesen Betrag habe ich auf 500 EUR aufgerundet und an die Stiftung Siebenbürgische Bibliothek Gundelsheim überwiesen. Außerdem habe ich der Bibliothek zwei Bücher gespendet.

Wenn es mir durch mein Buch gelungen ist, den Lesern eine kleine Freude und einige besinnliche Stunden zu bereiten, dann hat sich meine Mühe gelohnt.

Kurt Breckner, Waiblingen

Der unten stehende Text stammt aus der Feder von Herrn Mihail Theil. Herr Theil ist Arzt (Gerontologe) und lebt z.Z. in Kanada. Er stammt väterlicherseits aus einer Agnethler sächsischen Familie. Bis zu seiner Ausreise hat er in Bukarest gelebt. Über die Homepage der Agnethler HOG hat er zu dieser Kontakt aufgenommen und auf dem Wege der Spurensuche seiner Wurzeln ist eine Verbindung zu Agnetheln zustande gekommen. Herr Theil schreibt uns:

Liebe Agnethler Sachsen!

Ich wende mich heute an Sie, um Sie zum Zusammenhalt aufzurufen und um Ihnen einige Mitteilungen zu machen:

Nächstes Jahr werden Luxemburg und Hermannstadt zur „Europäischen Hauptstadt“ deklariert. Es wird ein großes Fest für die Sachsen sein. Die evangelischen Kirchenburgen gehören zum Weltkulturerbe der UNESCO; Prinz Charles hat eine Gesellschaft zur Wiederbelebung der Region gegründet; Im rumänischen Parlament wird ein Gesetz für die Stärkung der kulturellen Unabhängigkeit der ethnischen Minderheiten erscheinen; Rumänien wird voraussichtlich in den Jahren 2007-2008 Mitglied der Europäischen Union; Es existiert heute schon ein Gesetz zur Rückerstattung von Besitz, der den Sachsen vom rumänischen Staat genommen wurde. Ich bin überzeugt, dass die Sachsen in Siebenbürgen wieder ein gewichtiges Wort mitzureden haben.

Ich möchte die Siebenbürger Sachsen auffordern, ihren Grund und Boden zurückzufordern, da der Grundstückspreis sich jährlich verdoppelt; Es gibt ein Gesetz, welches es ermöglicht, landwirtschaftliche Flächen, die außerhalb der Stadtge-markung liegen, für urbane Projekte zu nutzen.

Ich möchte mich auf diesem Wege bedanken bei Herrn Kurt Wagner, erster Vorsitzender der HOG Agnetheln, bei Herrn Hanswalter Müller und bei Herrn Michael Krauss, die meine Idee der „Rückkehr nach Agnetheln“ unterstützt haben; Inzwischen habe ich ein 2,25 Hektar großes Grundstück in Agnetheln gekauft; Ich habe vor, dort ein architektonisches Projekt zu verwirklichen; Solche Projekte werden von der EU subventioniert.

Für Anregungen und Ideen seitens der Siebenbürger Sachsen für meine Pläne bin ich dankbar. Desgleichen biete ich meine Hilfe an, im Rahmen meiner Möglichkeiten.

Meine Schlussfolgerung: Sachsen, die noch entsprechende Träume haben, können sie sich jetzt erfüllen!

Meine Adresse lautet: Mihail Theil, POB. 306 Delorimier, Montreal, Quebec, Canada, H2H 2N7

Meine E-Mail lautet: juventas@sympatico.ca

Ich danke Ihnen!

Mihail Theil, Diplom-Gerontologe der Universitäten aus Montreal und Quebec City, Kanada

Trachtenumzug beim Heimattag in Dinkelsbühl

Weil es uns so viel Freude gemacht hat in den letzten Jahren in Dinkelsbühl, wollen wir uns auch diesmal wieder in der Tracht treffen. Schön wäre es, wenn noch viele, jedwelcher Altersklasse dazukommen.

Wir treffen uns am Pfingstsonntag, dem 05. Juni, 10.15 Uhr auf der Bleiche. Dort ist die Aufstellung zum Trachtenumzug.

Hans-Walter Zinz, Schwabach

Schön wäre es...

...wenn Agnethelnreisende ein paar Gedanken, Eindrücke, Erlebnisse zu Papier bringen und damit andere an ihrem Urlaub teilhaben lassen.

Das nächste Agnethler Blatt erscheint voraussichtlich Anfang September 2006.

Redaktionsschluss ist der 15. August 2006

IMPRESSUM

Herausgeber: HOG Agnetheln

Redaktion: Gudrun Wagner und Marianne Brenner

Anschrift: Aachener Str. 17, 74078 Heilbronn

Telefon: 0 70 66 / 55 21

Telefax: 0 70 66 / 90 28 91

E-Mail: Wagner_Agnetheln@onlinehome.de

Versand: Gitte Henning, Heidelberger Str. 135,

74080 Heilbronn, Telefon: 0 71 31 / 48 31 37;

oder Ingeborg Ehrmann, Schollenhalden Str. 38,

74080 Heilbronn, Telefon: 0 71 31 / 48 31 78

Kassiererin: Ilse Hohenecker, Fritz-Haber-Str. 7,

74080 Heilbronn, Telefon: 0 71 31 / 25 38 41

Bankverbindung: Kreissparkasse Heilbronn

BLZ 620 500 00, Konto-Nr.: 4928968

Auflage: 1000 Stück

Layout: Carmen Popa-Schuster

Druck: Handelsdruckerei Georg Hohmann GmbH, HN

Das Blatt ist keine Veröffentlichung im Sinne des Pressegesetzes und nur für einen bestimmten Personenkreis gedacht.